



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1923**

3 (1923)

---

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 3.

März 1923.

Jahrgang 41.

## Erster Besuch unseres Hochw. Herrn Bischofs.

Von Schwester Friederika C. P. S.

### Lourdes.

Alles war aufs freudigste bewegt, als anfangs November die Nachricht eintraf, daß am 19. November die hl. Firmung erteilt würde. Da seit längerer Zeit auf unserer Station keine Firmung mehr stattgefunden hatte, so war die Zahl der Firmlinge auf 1000 angewachsen. Freilich, nicht alle von diesen konnten kommen; denn viele waren mehr als zwei Tagereisen von hier entfernt, andere waren weit weg bei der Arbeit, die sie nicht vor der vertragsmäßigen Zeit verlassen durften.

Auf der Station selbst war man aufs eifrigste bemüht, alles für einen solchen Festtag herzurichten. Die Kirche prangte bald in herrlichem Schmucke von Lilien und Rosen, mit denen der Altar geziert wurde. Auch wurde ein prächtiger Triumphbogen errichtet und der Weg von diesem zur Kirche mit Kränzen und Guirlanden und Fähnchen reich geziert.

Schon einige Tage vor dem Feste erschienen viele Schwarze, so daß die vorhandenen Räumlichkeiten bald alle ganz belegt waren. Den ganzen Tag über war die Kirche gefüllt mit betenden Christen, die das heilige Bußsacrament empfangen wollten. Fünf Priester hatten vollauf zu tun, um all den Anforderungen gerecht werden zu können. Am Mittag erschien eine Schar von Schwarzen, die dem Hochw. Herrn Bischof, der abends  $\frac{1}{4}$  Uhr auf der nächsten Bahnstation eintreffen sollte, entgegenreiten wollten.

Gegen 4 Uhr konnte man auf dem ziemlich weit entfernten Berge sehen, wie der Festzug sich in Bewegung setzte. Sogleich rief eine Glocke auf der Station alle zusammen, um sich aufzustellen zum Empfang des Hochwürdigsten Herrn. Bald erschienen die Reiter. Vor den versammelten Leuten machten sie Halt, bildeten mit ihren Pferden Spalier und ließen die Kutsche, in der der Hochwürdigste Herr saß, hindurchfahren. An der Spitze der Versammelten standen die Priester um ihren ehrwürdigen Vater Gerard. Nun setzte sich der Zug in Bewegung zur Kirche. Dortselbst hielt der Rektor der Station eine kleine Ansprache und erbat den heiligen Segen, den der Hochwürdigste Herr dann vom Altare aus spendete.

Anderntags war eine geradezu ungeheure Menschenmenge zusammengeströmt, unter der eine freudige Bewegung herrschte, als der Hochw. Herr Bischof in feierlicher Prozession zur Kirche zog. Obwohl die Bänke alle aus der Kirche fortgeschafft waren, konnten zuerst doch nur die Knaben und Männer hineingelassen werden, dann erst Mädchen und Frauen. Es herrschte an diesem Tage gerade eine furchtbare Hitze. Die Auspendung der hl. Firmung dauerte bis 12 $\frac{1}{2}$  Uhr, worauf der Hochw. Herr Bischof erst die hl. Messe las.



Nachdem dann noch der hl. Segen erteilt war, strömte alles hinaus vor die Station, auf einen großen, freien Platz, wo die schwarze Christengemeinde ihr Mittagsmahl hielt. Da gab es Berge von Schüsseln und Eimern. Löffel waren nicht vorhanden, es genügten ja die Finger. Männer, Frauen, Knaben, Mädchen, alles war in Gruppen schön gelagert. Alle zusammen mögen es wohl 5000 gewesen sein. Am Schluß der Mahlzeit sollte noch ein kleines Spiel von den Kindern aufgeführt werden, was aber durch ein schweres heraufziehendes Gewitter verhindert wurde.

Die schwarzen Christen fühlen sich alle recht zu ihrem neuen Bischof hingezogen. Eine besondere Freude machte es ihnen, daß der Hochwürdigste Herr zweimal eine Ansprache in der Landessprache hielt. Sie wissen alle, wie Hochdemselben das Wohl der Mission so sehr am Herzen liegt und wie er alles tut, um die Ausbreitung des hl. Glaubens zu fördern.

Am Abend besuchte der Hochwürdigste Herr noch unsere Schwesterngemeinde. Am nächsten Tag war allgemeiner Feiertag auf der Station. Leider konnte das Spiel der Kinder wegen eines neuen Gewitters wieder nicht stattfinden. Am Nachmittag verließ der Hochwürdigste Herr Bischof bei strömendem Regen die Station und kam nach einer zehnstündigen schweren Fahrt nach Rockstadt.

Bei dieser Firmungsfeier konnte man wieder so recht sehen, wie hoch in den Augen dieser Neuchristen die hl. Religion steht. Nur die katholische Religion kann so Herrliches bieten. Leider — wie viele Menschen leben noch im Heidentum oder Irrglauben! Gebe Gott, daß auch sie den Weg zur wahren Kirche finden!



## Gedanken.

Mein höchster Wunsch ist, die Wahrheit zu finden und der Tugend stets treu zu bleiben.

Eines ist mir unendlich deutlich, daß, wenn ich mein grenzenloses Vertrauen auf Gott aufgeben müßte, ich der unseligste Mensch wäre, den die Sonne je beschienen hätte.

Wenn du an eine Maschinerie kommst in einer Fabrik, verstehst du das Räderwerk? Wie willst du das Räderwerk der Weltregierung verstehen?

Jeder Mensch ist ein Bildhauer seiner selbst.





## Maria Loreto.

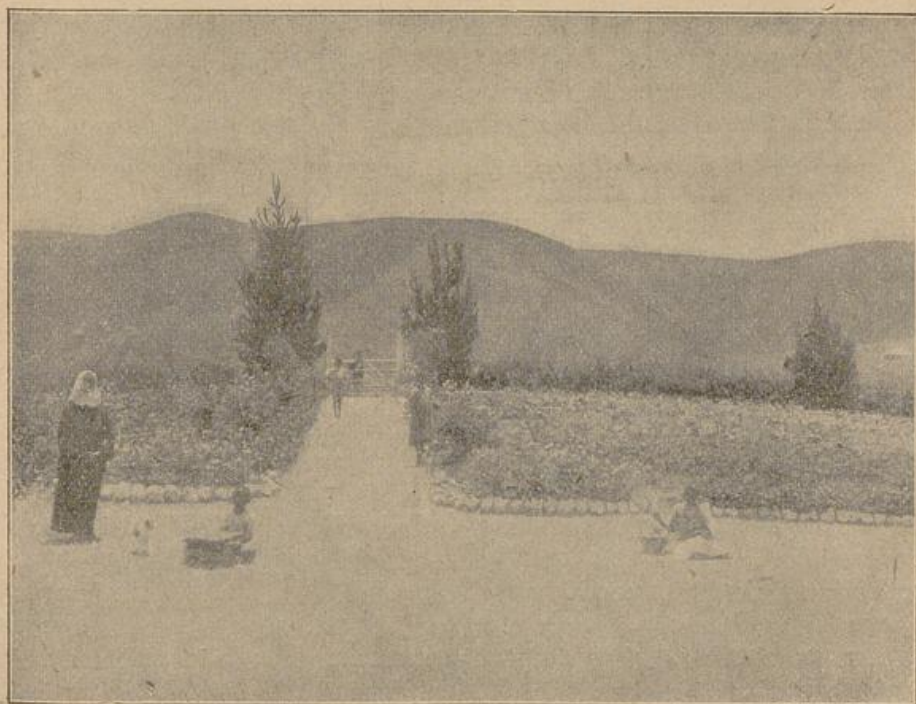
Von Schwester Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

**E**in neues Jahr war mit der Gnade Gottes angefangen, das Jahr 1920, ein Jahr, dem man mit Bangen und Furcht entgegensah; denn allerorts hörte man von der bösen Influenza, welche neuerdings an vielen Stellen ausgebrochen war. Ich meinerseits wollte mir das Herz nicht schwer machen lassen und hoffte, der böse Gast werde uns mit seinem Besuche verschonen.

Ich freute mich sehr, als endlich der Februar und mit ihm das Ende der Schulsferien kam und wir wieder frisch und wohlgenut den Wanderstab ergreifen konnten, um in unser trautes Maria Loreto hinaufzupilgern. In meinem alten Köpfchen mit dem ewig jungen Geiste spukten eigenartige, neue Pläne. Ich mußte ja immer etwas Neues haben, etwas zu sorgen, zu unternehmen, und ließ mich daher auch von der trüben Stimmung nicht beeinflussen.

„Wir können nicht leben, wenn wir die Sonne nicht suchen und zum Leben so nötig wie Luft und Brot ist noch ein drittes für uns; das helle Sehen“, sagt so schön Ganghofer.



Eingang zu Maria Loreto.



O, wie war es so schön oben, als wieder zum ersten Mal das Glöcklein vom Berge schallte und die Schar der Schulkinder zusammenrief. Noch waren ja alle heiter und gesund, warum sollten wir uns nicht des Lebens freuen? Des Lebens Sonnenschein ist Singen und Fröhlichsein. „Ob gut, ob schlecht das Jahr auch sei, ein bißchen Frühling ist immer dabei,“ so dachte ich mir und ging heiter an meine Arbeit. Freilich sahen die schwarzen Krausköpfchen wieder ein Bißchen verwildert aus; der Garten war auch voll Gras und die Blumen überwucherte das Unkraut. Da gabs also genug zu tun, Arbeit in Hülle und Fülle. Doch davor war mir nicht bange, gab es doch fleißige, willige Kinderhände genug und das Sprichwort sagt ja: viele Hände machen bald ein Ende.

Arbeit macht des Lebens Lauf  
Noch einmal so munter,  
Froher geht die Sonne auf,  
Froher geht sie unter.

Also gut, frisch ans Werk! Erst ein kurzes, kräftiges Ave Maria, dann Hacke, Spaten, Rechen genommen und lustig unter Singen und heiterem Lachen verschwanden das Unkraut, die Grassbüschel, die Steine; der Platz wurde rasch fein gesäubert, die Beilchen- und Rosenbeete in Ordnung gebracht und alles sah wieder einladend und freundlich dem Besucher entgegen. Das Kirchlein wurde natürlich auch von innen sauber gewaschen, vom Staube der sechswochentlichen Ferien gereinigt, und bald spiegelten sich die blanken Fensterchen im hellen, goldenen Sonnenschein. O, wie schön sah wieder alles aus! Die Kinder selbst freuten sich darüber. Nach Schluß der Arbeit eilten alle zusammen den Berg hinab zum Fließchen und schwammen darin wie muntere Fischlein. So war der erste Tag wieder fröhlich vergangen; etwas müde waren wir zwar am Abend, aber innerlich doch wieder so recht froh und zufrieden. O, wie ließ es sich so gut beten hoch oben am Berge. Es war inzwischen dunkel geworden. Der Mond warf seinen bleichen Silberschein ins Tal hinab; ein geheimnisvolles Rauschen ging durch die stille Abendlandschaft.

Was wird dieses neue Schuljahr wohl bringen? Obwohl sonst guten Mutes, konnte ich mich doch diesmal einer bangen Ahnung nicht erwehren, denn die Gerüchte von der immer näher und näher kommenden Epidemie mehrten sich. Endlich verschendte mir der Schlaf diese trüben Gedanken und noch einmal das schöne, uralte Gebetlein, welches schon mein Großmütterlein ihren Kindern einst lehrte, flüsternd, ward es mir wieder wohl und sicher:

„Herr Jesus, ich will schlafen geh'n,  
Laß vierzehn Englein bei mir steh'n,  
Zwei zu meiner Rechten, zwei zu meiner Linken,  
Zwei zu meinen Häupten, zwei zu meinen Füßen,  
Zwei, die mich decken, zwei, die mich wecken,  
Zwei, die mich weisen ins himmlische Paradies.“

Der nächste Morgen war frisch und rosig erwacht und ich mit ihm in „rosiger Laune“; die Schatten der dunklen Nacht mit ihren finstern Knechten waren wieder weggeblasen. Um sieben Uhr wurde mit der Schulglocke das erste Zeichen gegeben und zwar wurde recht lange geläutet, damit die Schüler und Schülerinnen nur ja nicht vergaßen, daß die Ferien nun vorüber seien und sie wieder zur rechten Zeit in der Schule zu erscheinen hätten. Siehe da, kaum war der erste Schall verklungen, da kam sie schon dahergelaufen, die kleinste und fleißigste von allen in der M. Loreto-Schule. Sie war ein allerliebste, freundliches Ding, und stets die Erste. Die ganze Ferienzeit hatten wir uns um sie gar nicht gekümmert, wir wußten kaum, ob sie noch lebte oder am Ende gar verhungert war — ob sie krank oder gesund, denn wir hatten das arme Ding sechs volle Wochen mit keinem Auge gesehen; das Kirchengehen war eben nicht



ihre Gewohnheit, aber zur Schule war sie schon voriges Jahr stets als allererste gekommen. Die Kleine hatte sogar die Gewohnheit, daß sie uns Freitags immer bis zum Tore begleitete, wenn wir nach Centocow gingen und Montags saß sie schon vor dem Tore und erwartete uns. Ha, wie freundlich sie war! Sie sprang von einer zur andern, wälzte sich vor Freude am Boden im Sande und begrüßte auch alle Schulkinder aufs Liebenswürdigste, obwohl sich viele derselben garnicht um sie kümmerten. Das jedoch beleidigte Fräulein Mizi, — das war die Kleine — keineswegs, sie war ganz stolz auf die Ehre, die erste zu sein und schlürfte ganz vergnügt ihr Tellerchen Milch, welches ihr die gute Schwester Blasia kredenzte; wohl verdient hatte sie's; denn sie allein hatte es verstanden, Kirchlein und Küche die ganzen sechs Wochen hindurch von — Mäusen und Ratten frei zu halten.

Unser Kätschen ist eben eine Ausnahmssake, sie versorgt sich selber, bleibt und wohnt in Maria Loreto oben solange wir auch droben sind, aber sobald wir gehen, sucht sie sich ein anderes Quartier, Einsiedlerin will sie absolut nicht sein. — Da geht sie dann in den nächsten Kraal zur Frau Camilla hinunter und schaut nur mal so hie und da hinauf nach Loreto, um Mäuse zu fangen. In den Ferien logierte sie ganz



Maria Loreto.



bei Frau Camilla; wir brauchten ihr kein Futter hinaufbringen zu lassen. Unsere Mizi von Maria Loreto ist eben ein ganz außerordentliches Exemplar, eine ganz gecheite Kaze.

Natürlich wollten sich die Kinder nicht von einer simplen Kaze beschämen lassen; Beispiele ziehen an und so eilten auch sie, dem Ton der Glocke folgend, zur Schule herbei. Es war kaum acht Uhr und schon war eine große Menge versammelt. Ein ganz neuer Schulknabe kam auch daher, ein recht lieber, treuherziger Junge, schon etwa 15 Jahre alt; der brachte uns sogar ein Kännchen Milch zum Geschenke und versprach uns, alle Tage Milch von zuhause mitzubringen. War das ein lieber Kerl! Der kam uns gerade recht: das Kännchen war uns hoch willkommen. Siquam hieß der Junge, d. h. „Stückchen“ und der war wirklich wie so ein Stückchen Sonnenschein, so freundlich lächelte er immer. Wir nahmen ihn als unseren Begleiter zum Hin- und Hergehen, da der erste bereits zu groß geworden war und in die Arbeit ging. „Stückchen“ ging nun mit uns nach Centocow und blieb dann Samstag und Sonntag bei unserem ehrw. Bruder Beatus und half daselbst der lieben Schwester Roberta in ihrer Milch-wirtschaft; „Stückchen“ verstand es sehr gut, die Kühe zu melken. Er ist jetzt bereits getauft, wählte sich den Namen Beatus und erhielt ihn auch. Der gute Kerl hat so ein weiches, gutes Herz und Gemüt, daß er keinem Tierlein etwas zuleide tun könnte, nicht einmal eine Schlange will er auf den Kopf schlagen.

Mit dem neuen Schuljahr hatten wir auch eine neue Hilfslehrerin bekommen, Magdalena mit Namen; sie war ein wunderschönes, 20 jähriges Mädchen, aus dem königlichen Geschlechte der Zulu stammend. Magdalena hatte im Lehrerseminar zu Mariamhill ihr Examen glänzend bestanden und war, wie ich bald sah, wirklich eine sehr befähigte, gute Lehrerin und, was das Schönste ist, sehr pflichttreu in der Schule, unermüdlich im Unterrichte. Doch aller Anfang ist schwer. Das schöne, stolze Mädchen besaß von Natur aus einen etwas schroffen Charakter, die Unregelmäßigkeit des Schul-besuches in der Tagesschule machte sie schnell traurig und mutlos; auch mochte sie sich bei uns zwei Schwestern auf einsamer Bergeshöhe etwas verlassen fühlen und brauchte eine geraume Zeit, bis sie sich eingewöhnt hatte.

Mir wurde es ebenfalls schwer, als ich merkte, daß das arme Mädchen sich nur schwer in die neuen Verhältnisse eingewöhnen konnte und stets scheu und wortfarg blieb, und daß es offenbar wenig Vertrauen zu mir hatte, obwohl ich es mit inniger Liebe umsing und sie mir sehr lieb und teuer war. Gut Ding will lange Weile haben, dachte ich mir, vielleicht wird sie sich schon angewöhnen und mit der Zeit einsehen lernen, wie gut ich es meine. Ich dachte hin und her, wie ich den Schlüssel zu diesem verschlossenen Charakter finden könnte.

Das ist mein guter Stern auf Erden; ich glaube an die Menschen stets! Deshalb ließ ich mich auch nicht entmutigen, einmal mußte das arme Kind doch alles verstehen, ganz gewiß. Wie sehr die Schwarzen bildungsfähig sind, können wir an unseren in neuester Zeit ausgebildeten Lehrern und Lehrerinnen sehen. Viele derselben sind in der That hochintelligent, sprechen ein feines, tadelloses Englisch, sind tüchtig im Unterrichte, können sehr schön Harmonium spielen, verstehen nützliche Handarbeiten, wie Matten-flechten, Körbmachen, Nähen, Kleidermachen, Zuschneiden, kurz, alles, was draußen sonst nur höhere Töchter lernen; auch Gärtnerei und Feldarbeit verstehen sie.

Unsere Magdalena war nun eine besonders tüchtige Arbeiterin im Garten, sie nahm Spaten und Pickel zur Hand, hantierte am liebsten mit letzterer und grub emsig die Steine, welche noch immer im Boden tief drinnen saßen, aus, und lehrte die größeren Kinder den Boden für die Saat fein herzurichten.

Ich freute mich wirklich recht und hatte die beste Hoffnung, daß der so tüchtig, tiefbearbeitete Boden uns reichlich Früchte tragen werde. So war es auch; bald grünte und sproßte es allerorts in unserem Garten.



Doch leider, kaum waren einige Monate des Jahres 1920 vorbei, da kam die schon lang gefürchtete Krankheit immer näher und näher. Kinder wurden krank, der Schulbesuch wurde immer schlechter, meine Hilfslehrerin geriet in immer schlechtere Laune, sie wollte so tüchtig unterrichten und hatte oft so leere Bänke vor sich. Ach, das wäre noch nicht das Traurigste gewesen, denn unsere Kinder hatten zum Glück immer nur vorübergehende Krankheiten; wie Influenza; aber wenn wir an den Freitagen nach Centocow heimkehrten, dann trafen wir meist am Wege mit Leichenzügen zusammen. Das war ein gar trauriges Bild! Im Juni 1920 hatte die Krankheit, die spanische Influenza und der schreckliche Typhus bereits so um sich gegriffen, daß schon an vielen Orten die Tageschulen geschlossen wurden. In Centocow selber lagen mehrere Schwestern darnieder und im Christendorfe war keine Hütte mehr, wo nicht einer oder gar mehrere Kranke sich befanden. Zuletzt wurde Centocow ganz abgesperrt; es durfte niemand von den Eingeborenen über die Grenze, nur Weiße und Amtspersonen. O, welch ergreifendes Bild war es, wenn wir neben dem Christendorfe oberhalb eines Bergrückens unseren Weg nahmen und von ferne ins Dorf hineinschauen konnten, wo so viele Kranke wimmernd und hilflos lagen und man die Toten auf der Bahre nach Centocow hineintragen sah.

Wie froh waren wir dann, wenn wir oben in Maria Loreto angekommen waren, wo es doch noch viel schöner war, weil keine Todesfälle in der Umgebung vorkamen und wir für einige Tage nichts von dem Jammer wußten, der in Centocow herrschte.

Nicht lange, dann mußte ich allein hin- und herwandern, denn auch die liebe Schwester Blasia mußte daheimbleiben und die armen Kranken pflegen helfen.

So kamen die Juliferien und da hieß es dann daheimbleiben. Mit schwerem Herzen hatte ich diesmal Abschied von Maria Loreto genommen; ach, es war mir so angst und bang zu Mute; wer konnte wissen, ob ich unser trautes Kirchlein, meine lieben, braven Kinder wieder sehen, das kleine Paradies auf steiler Bergeshöhe nochmals betreten würde?

In Centocow sah es mittlerweile gar traurig aus. Von unserem Stübchen aus, am Schreibtische sitzend, hörte ich das Totenglöcklein vom Gottesacker herüberläuten und unser ehrw. Bruder Eduard tirpelte eilig hinauf zur Kirche, um seines traurigen Amtes als Totengräber zu walten. Ach, er tat es so fleißig und opferte sich ganz für die Kranken und Sterbenden, bis er selbst als das letzte Opfer der Epidemie fiel.

Ja, das waren gar traurige Zeiten in Centocow! Wie sehnte ich mich, aus dieser Totenstadt herauszukommen, hinauf in die lustige Bergeshöhe zum einsam stehenden Kirchlein Maria Loreto, wohin diese düsteren Nachrichten nicht so zahlreich hinaufdrangen, wo nicht soviel Trauriges zu hören und zu sehen war.

Endlich, endlich waren die Ferien zu Ende und am 3. August 1920 ergriff ich zum erstenmal wieder den Wanderstab und eilte erleichterten Herzens aus der Totenluft atmenden Station Centocow heraus; bis Ende Juli waren daselbst schon 120 Leichen begraben worden.

Ich war allein, nur von meiner Hilfslehrerin Magdalena Zulu und meinen zwei Kindern, klein Jonnie und Anni begleitet; die arme Schwester Blasia durfte nicht mehr mit nach Maria Loreto; sie mußte daheim in Centocow die Kranken pflegen und ich sollte mich behelfen, so gut es eben ging. Obwohl meine schwarze Hilfslehrerin sich noch immer nicht an mich angeschlossen hatte, so mußte ich doch zu ihrem schönsten Lobe sagen, daß sie sich bemühte mir recht gut zu helfen, nicht nur in der Schule beim Unterrichte, sondern auch hauptsächlich bei der Arbeit, im Garten u. s. w. Anni aber, das 12jährige Mädchen, machte so recht ein fleißiges Hausmütterchen; ich hatte sie mir auch bald abgerichtet ein gutes Supperl zu kochen, viel brauchte ich ja nicht. Für die Lehrerin und die zwei Kinder kochte sie Brei, Bohnen oder Kürbisse zur Abwechslung; so war unser Küchenzettel ganz einfach, leicht bestellt. Obwohl ich mich ohne die zweite



Schwester stellenweise einsam fühlte, so war ich doch wieder froh und glücklich im hl. Häuschen von Loreto.

O, wie zauberisch schön war es hier an mond hellen Abenden, wenn die Glühwürmer ihre Lichter herumtrugen, wenn an den Gräsern noch die abendlichen Tauperlen hingen und in den duftigen Blumenkelchen der Feentrank schimmerte; wenn der linde Zephyr mit seinen Fingern in die Aeolsharfe der Zweige des jungen Wäldchens fuhr, und Grillen zirpten und das Heer der Frösche vom nahen Flusse herauf munter dazu quackten. Da vergaß ich ganz, daß ich allein war in tiefer Bergeinsamkeit und ich horchte auf die unzähligen feinen Naturstimmen, schaute auf das wimmelnde, kleine Getier in Moos und Gras und dann empor zum dunklen, von Silberwolken durchzogenen Himmel. Wenn ich dann meine Abendandacht verrichtet hatte und es immer dunkler wurde, dann ging ich in die runde Kraalhütte hinein, wo die Lehrerin mit den beiden Kindern saß und erzählte ihnen irgend eine kleine Geschichte aus der Legende des Tages. Aufmerksam lauschten die zwei Kinder; auch Magdalena saß mit einer Handarbeit beschäftigt da und horchte mit Interesse, während Annerl dabei das Geschirr wusch und die Küchengeräte in Ordnung brachte. Zuweilen wählte ich Erzählungen von Christoph Schmid, wie: Genesefa, Rosa von Tannenburg u. s. w. oder machte mir selbst Geschichten von guten und bösen Kindern, von demüthigen, bescheidenen und stolzen Mädchen, und suchte so auf die jungen Gemüther erzieherisch einzuwirken. Nachher gingen wir in die Kirche und verrichteten gemeinschaftlich das Nachtgebet, wobei die Drei laut das Ihre beteten und sich dann sittsam zu Bette begaben, daß heißt, Betten haben sie keine, sie liegen, jedes in einem andern Winkel der Kirche, auf Ziegenfellen und Binsenmatten und rollen dieselben morgens wieder auf.

Nachdem die Kinder bereits schliefen, ging auch ich zur Ruhe in das anstoßende Zimmerchen: zuweilen wurde es mir freilich etwas gruselig, wenn ich dachte, daß ich mit den kleinen Kindern und dem jungen Mädchen so ganz allein auf dem hohen Berg die Nacht zubringen muß, besonders, wenn es zu gewissen Zeiten gefährlich ist, weil die wilden Eingebornen alle Jahr den Gebrauch haben, daß ein oder mehrere Menschenköpfe für diesen oder jenen König geopfert werden müssen und weil daher auch tatsächlich alle Jahre zwei bis drei Personen aufgefunden werden, welchen der Kopf abgeschnitten wurde. Meist werden die schlauen Täter nicht erwischt. Doch, weg mit diesen Gedanken! Warum sollte ich mich fürchten?

„Wenn sich mein Haupt zum Schlummer neigt,  
Der Traum mir manches Bildnis zeigt;  
Oft ist's wie Frühlingschein so schön,  
Oft wohl auch schrecklich anzuseh'n.  
Daß nichts vermöge Satans Macht,  
Mein heil'ger Engel bei mir wacht.“

Eine angenehme Abwechslung bot der Bau des neuen Glockenturmes, welchen unser hochw. Vater Superior, S. Apol. Schwamberger nahe vor dem Portale des Kirchleins errichten ließ. Das Fundament, aus massiven Quadersteinen, baute unser frommer Jüngling Ludwig, ein langjähriger Schulknabe aus der Glabeni-Tageschule, von Schwester Domitilla erzogen; nach den Austritt in der dortigen Schule begab er sich zur weiteren Ausbildung nach Centocow, woselbst er auch das Maurerhandwerk etwas gelernt hatte. Hochw. P. Superior gab dem Burschen alles an, half zuweilen selbst mit und gar bald stand der Turm und hing darin die große, altehrw. Glocke aus dem 17. Jahrhundert; sie heißt Johannes und stammt aus Arnberg, der Heimat unseres hochw. P. Superiors. Letzterer freute sich kindlich, als er sie zum ersten Male läuten hörte mit einem Klang, so tief, so klar und rein, weit und breit hörbar bis nach Centocow hinüber.



Die große, hellklingende Glocke machte allen Freude, besonders unserm kleinen Jonnie, welchen es ganz besonders freute, daß sie auch Johannes hieß, und welcher nun immer den Angelus und auch zur Schule läuten durfte.

Nachdem alles fertig war, mußten die Kinder schöne, runde Steinchen herbeitragen und ich baute mit den größeren Schulknaben rund herum einen terrassenförmigen Sockel, welcher mit diesen weißen Steinen eingefast und mit Blumen bepflanzt wurde. In die vier Ecken setzten wir Rosenstöcke und rund herum bunte Botlacksblümchen. Als dieselben zu blühen anfangen, sah alles aus, wie ein schöner, farbiger Teppich.



Bewohnerinnen von Maria Loreto.

Einige Monate waren vergangen, Schwester Blasia konnte noch immer nicht kommen, da die Krankheitsfälle in Centocow zwar weniger, aber noch immer genug waren und sie die gute Krankenschwester, Schwester Hortensia, ersetzen mußte, da diese selbst den Typhus durchs Krankenpflegen bekommen hatte und nach ihrer Genesung sehr, sehr schwach geblieben war. So nahte der Monat Oktober 1920 und es war am Ende desselben Schulprüfung, welche trotz des schlechten Schulheumes der Kinder, Gott sei Dank, doch recht gut ausfiel.

Allmählich legte sich die Influenza und die Leute bekamen wieder mehr Mut und Freude, auch die Kinder kamen wieder besser zur Schule. Man atmete erleichtert auf, aber nur solange, als bis kurz nach Allerheiligen unser guter, ehrw. Bruder Eduard in Centocow am Typhus starb; er war das letzte Opfer. Ueberall ward der gute Bruder betrauert und er bekam so viele hl. Messen von den Leuten nah und fern in Centocow gespendet, daß es in der Tat rührend war. Auch die Christen von Maria Loreto trugen ihre Scherlein bei und beteten und opferten für den guten Krankenbruder, Totengräber, Mehner und Sakristan in einer Person in Centocow.

Die Dezemberferien nahten heran und die stille Einsiedelei von Maria Loreto wurde wieder für einige Wochen geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)





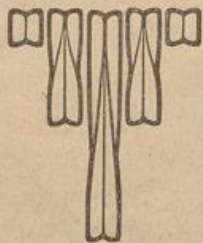
## Glend der Heidenwelt.

Von Schw. Amata. C. P. S.

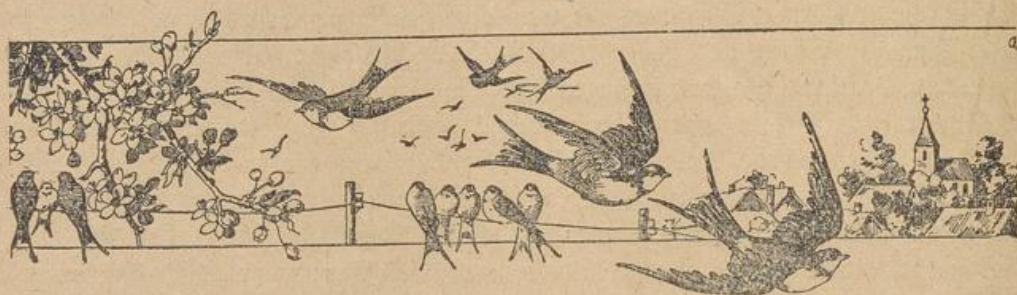
Nqola hatte vier Weiber, die anfangs recht friedlich zusammenlebten. Jede von ihnen hatte eine Anzahl Kinder, doch eine unter ihnen war besonders reich damit gesegnet. Mantshangase, so hieß sie, hatte nämlich 3 Söhne und vier Mädchen, und da jedes Mädchen seine Anzahl Ochsen wert ist, wurde sie von den andern beneidet. Zwei derselben hatten gar kein Mädchen; sie wurden daher von ihrem Manne fortgejagt. Doch auch für Mantshangase schlug nur zu bald die Stunde der Trübsal. Ihr ältester Sohn entschloß sich, sich zu verheiraten, konnte er doch seine Braut mit einer seiner Schwestern erkaufen. Die inkosikazi, das Großweib, war voll Neid und Eifersucht, weil sie nicht soviel Mädchen hatte als Mantshangase, dagegen mehr Knaben. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging darauf, die Ochsen für die Mädchen der Mantshangase für ihre Söhne zu bekommen. Sie verstand es nur zu gut ihren Mann gegen dieselbe aufzuheizen und somit mußte auch jene fortziehen, nahm aber alle ihre Kinder mit sich. Zwei Söhne des ersten Weibes waren unter dem Namen abatakati abakulu, große Zauberer, weit und breit bekannt. Nqola übergab denen die Söhne der Mantshangase. Der älteste, in der guten Meinung, bald ein Mädchen heimführen zu können, wurde von seinem Vater zu einem Festschmaus eingeladen. Den Göttern zum Dank für sein bevorstehendes Glück sollte ein Ochs geschlachtet werden. Nqola rauchte gern Hanf: nun lud er auch den Sohn der Mantshangase zum Rauchen ein. Freudig ergriff dieser sein Igudu, Horn zum Rauchen; aber gar bald merkte er leider zu spät, was geschehen war. Man hatte ihm Gift beigemischt und in kurzer Zeit war er eine Leiche. Nicht besser erging es ihrem zweiten Sohne; die Mutter meinte gesehen zu haben, wie man ihm das Gift in den Weg legte, als er plötzlich starb. Noch einen Sohn hatte sie; doch dieser hielt es nicht mehr aus in der Nähe seines Vaters und seiner Halbbrüder. Er zog vier Tagereisen weit fort und verdingte sich als Straßenarbeiter. Da eines Tages saß er in seinem Zelt, ein kleines Wölkchen zog heran, der Blitz schlug in das Zelt und auch er war eine Leiche. Einer seiner Kameraden berichtete es der Mutter, die in wilden Zorn gegen ihren Mann entbrannte. Er dagegen rief die Söhne seines ersten Weibes und hieß sie ein Freudenfest veranstalten; war es doch am selben Tag, zur selben Zeit, als die Zauberer daheim in der Nähe des elterlichen Kraals diesen letzten Sohn der Mantshangase verbrannt hatten. Es geschieht das auf folgende Weise: Es werden kleine, ungefähr 2 Fuß lange Stöckchen in den Boden gesteckt, kreisförmig, dann fest geflochten, sodaß das Ganze einem Kraal gleicht. Ein alter Fegen, irgend ein Kleidungsstück, das mit dem Schweiß der Person, die aus dem Leben geschafft werden soll, benetzt ist, wird hineingelegt und dann alles mittsammen angezündet. Zur selben Zeit muß dann die Person sterben und zwar durch Feuer, wo sie auch immer sein mag; so



glauben die Kaffern. Mantshangase war außer sich vor Schmerz; sie geriet mit ihrem Mann in Streit und dieser hätte sie bald erschlagen. Sie flüchtete darauf zu unserer Station. Jahre vergingen und Ngola mit seinen beiden Söhnen, die als Zauberer verschrieen waren, war überall gefürchtet wegen deren Grausamkeit. Da eines Tages wurde Ngola bedenklich krank. Sein ganzer Körper war mit Wunden bedeckt, ja, er wurde sozusagen lebendig von den Würmern aufgefressen. Wie mir ein Augenzeuge sagte, war ein solcher Geruch im Kraal, daß sich niemand mehr hineinwagte. Suchte Ngola auch die Würmer zu entfernen, immer wieder krochen sie zu ihm hin. Von Befehrung wollte er nichts wissen, er wollte zu seinen Vorfahren. Der Tod schien ihm zu lange zu warten. Unablässig sah er sich von seinen drei verstorbenen Söhnen verfolgt. Er meinte, diese ließen ihn nicht sterben, nicht hinziehen zu seinen Vorfahren. Daher rief er denn beständig, man möge die Mantshangase holen, er müsse mit ihr reden, denn sein Leib sei schon am Verwesen, nur seine Seele könne nicht fort, denn sie werde von ihren Söhnen aufgehalten. Er wolle sie um Verzeihung bitten und dann sterben. Die Boten erschienen bei Mantshangase, doch diese wollte nichts davon wissen. „Ich gehe nicht; zuletzt wird er mich umbringen,“ sagte sie. Alles Zureden half nichts. Zuletzt gab sie zur Antwort: „Sagt meinem Manne, ich komme nicht, er solle nur sterben. Will er mich bei sich sehen, so möge er erst meine drei Söhne, die er dem Zauberer übergeben, wieder hervorbringen; wenn die da sind, werde auch ich kommen und ihm verzeihen, sonst aber nicht.“ Ngola schickte zum zweiten, zum dritten, ja zum vierten und fünften Male, doch immer vergebens. Mantshangase war nicht zu bewegen; ja, sie wurde zuletzt so zornig, daß sie alle mit Schmähungen überhäufte, die es nur wagten, durch Bitten und Zureden sie zu bewegen, doch zu dem Manne zu gehen und ihm Verzeihung zu gewähren. Sie, die Heidin, glaubte, einem Manne, der sie so gequält und ihr ihre Kinder genommen hatte, nicht verzeihen zu können. Ngola litt schrecklich; beständig glaubte er sich von allen möglichen Gestalten umgeben, die ihm drohten, ihn quälten und ihn nicht sterben lassen wollten. Er vermeinte darin alle zu erkennen, die er im Leben so unsäglich grausam behandelt hatte. So vergingen Wochen, ja Monate, bis er endlich starb, wie er gelebt, als Heide. Mantshangase dagegen erkannte später ihren Fehler, bereute es sehr, so hart gewesen zu sein, verzieh ihrem Manne alles und wurde getauft auf den Namen Maria Theresia.







## Bilderbogen aus Afrika.

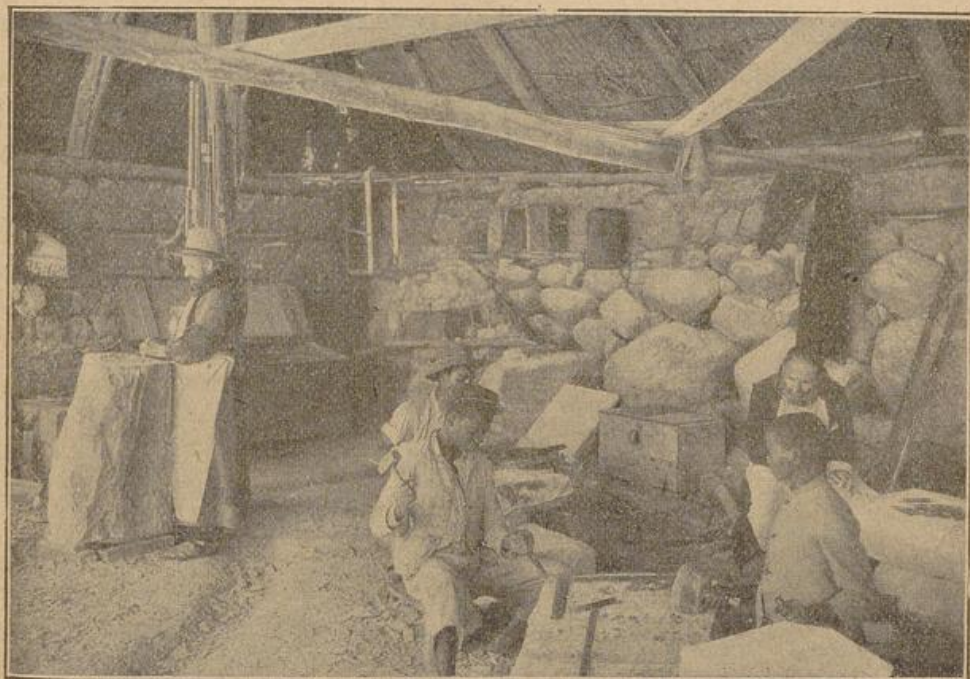
Von einem Missionsbruder.

### Mutter Sorge.

Ambrosia, eine Witwe auf unserer Missionsstation Centocow, muß sich arm-  
selig durchs Leben schlagen, wie so viele Witwen, welche bei der letzten ansteckenden  
Krankheit ihre Männer verloren haben. Sie hat zwei Buben und ein Mädchen,  
welch letzteres bereits verheiratet ist. Der kleine Knabe ist noch daheim bei der  
Mutter, während der größere, Emil mit Namen, in Mariannhill studiert, um ein-  
mal Lehrer zu werden. Nun ereignete es sich, daß während der Osterferien Emil  
nach dem nahegelegenen Durban ging und, ich weiß nicht aus welchem Grunde,  
nicht mehr zurückkehrte. Die Sache wurde nach Centocow berichtet und kam somit  
auch zu den Ohren der Mutter. Ich wußte noch nichts von der Sache. Als ich  
von der Wattleplantage heimkehrte, begegnete mir die Mutter Ambrosia und klagte  
mir ihr Leid. Sie erzählte mir, daß sie die Sache durch ihren kleineren Sohn  
erfahren habe, und daß sie die Sache so aufgeregt habe, daß sie nicht mehr schlafen  
könnte. Gleich am nächsten Morgen ging sie zu dem, durch welchen ihr Sohn tags-  
zuvor die Schreckensnachricht erfahren hatte. Als sie nun von ihm und auch vom  
Missionar gehört hatte, daß die Sache wirklich so sei, war ihr Entschluß zu einem  
großen Opfer auch schon gefaßt. Sie erzählte nun weiter, daß sie auf keinen Fall  
zugebe, daß ihr Bub in der Stadt arbeite, weil alle, welche dort arbeiten, mehr  
oder weniger Schaden an der Seele litten. Um dieses zu verhüten, verkaufte sie  
ihr Kleid, das sie sich vor kurzem mit dem Gelde gekauft hatte, das sie sich beim  
Holzhacken verdient hatte. Nun hatte sie nur mehr ihr altes, schäbiges Werktags-  
kleid. Ferner verkaufte sie ihr Schweinchen und nahm überdies noch vier Schillinge  
zu leihen. Dieses Geld gab sie nun einem Burschen, damit er nach Durban fahre  
und ihren Buben wieder nach Mariannhill bringe. Dann bat sie mich flehentlich,  
ich solle beten, daß die Sache gelinge. Ferner bat sie mich, daß ich ihr Arbeit ver-  
schaffen solle, damit sie das nötige Geld zurückbekäme, um die Hüttentaxe zu be-  
zahlen. Der Bub ist nun wieder in Mariannhill und lernt weiter. Die Mutter  
arbeitet jetzt, um die Steuer bezahlen zu können, und wenn diese bezahlt ist, muß  
sie trachten, Geld zu verdienen, um Essen kaufen zu können. Dieses Jahr hat



nämlich der Hagel alles zusammengeschlagen. Und dann erst kann sie daran denken, für ein Kleid zu arbeiten. Wie sie das fertig bringen wird, weiß ich nicht, denn es sind so viele, welche Arbeit haben wollen und alle kann man auf die Dauer nicht beschäftigen. So haben wir z. B. einen Wattlewald abgetrieben, teils um eine Einnahme zu haben, indem wir die Rinde verkaufen, teils um den Leuten zu helfen. Jetzt löst sich die Rinde nicht mehr, somit müssen wir aufhören, Nun, Gott wird den Leuten schon helfen.



In der Steinmetzhütte.

### Die Macht des Gewissens.

Es ist schon längere Zeit her, da war ich einmal beschäftigt, mit den Buben Obst aufzulesen. Da ein heißer Sommertag war, arbeiteten wir im Gartenhaus, weil es dort kühler war. Es wurde lustig geplaudert, wie es bei Kindern Sitte ist; auf einmal blitzte und donnerte es stark. Alle erschrocken, denn das Gewitter war gekommen, ohne daß wir vorher etwas gehört hatten. Nach einer kurzen Weile hat mich einer der Knaben um Verzeihung. Ich wußte nicht, was ich ihm zu vergeben hätte, aber er gestand, daß er einige Früchte gegessen hatte. — Als es allmählich so heftig donnerte, wurde das Gewissen rege und er tat, wozu sein Gewissen ihn antrieb. Wieder ein Beweis für die modernen Heiden der Neuzeit, daß die Furcht dem Menschen seine innersten Geheimnisse abzwingt und ihn vor die Menschen hinstellt, wie er ist. Gar mancher hat es schon wie dieser Negerknabe gemacht, wenn Furcht über ihn kam oder gar der Schrecken des Todes.



## Tägliche hl. Kommunion.

Vor kurzem habe ich im „Southern Cross“ (Südlichen Kreuz), einer Wochenzeitung für die weißen Katholiken Südafrikas, gelesen, wie z. B. an gewissen Orten in Amerika oder auch in Dublin in Irland so viele sind, welche täglich zur heilg. Kommunion gehen, wie es ja deren überall so viele gibt, wo religiöses Leben herrscht. Wir können uns glücklich preisen, in diesem Zeitalter der täglichen heiligen Kommunion zu leben. Dieser Geist der Zeit macht sich auch im Heidenlande unter den bereits Befebrten bemerkbar. Wenn ich so 14—15 Jahre zurückdenke, so finde ich, daß es damals wirklich Ausnahmen waren, wenn an Wochentagen ein Schwarzer zur hl. Kommunion ging, obwohl am ersten Sonntag, welcher an Stelle des ersten Freitags von jeher gehalten wurde, der Sakramentenempfang schon immer ein eifriger war dank den Bemühungen des Hochw. Herrn P. Gerard, des resignierten Abtes von Mariannhill. Als aber die Wirkungen des Dekretes Pius X. bis nach Südafrika drangen, dauerte es nicht mehr lange, und auch unter den Schwarzen zeigten sich die Blüten dieses segenvollen Dekretes. Anfangs kamen nur vereinzelt Kommunitanten, aber nach und nach mehrten sie sich, und wenn man auch noch nicht sagen kann, daß der Baum in voller Blüte steht, so ist es doch erfreulich, zu sehen, daß kein Tag vergeht, an dem nicht viele kommunizieren. So waren z. B. im verflossenen Jahre hier in Centocow über 54000 hl. Kommunionen ausgeteilt worden. Das kann man als riesenhaften Fortschritt betrachten, verglichen mit den früheren Jahren. Was aber die Hauptsache ist: Kann man auch von den Früchten der öfteren hl. Kommunion etwas merken? Als Antwort mag ein Pessimist sagen, man merkt nichts oder doch sehr wenig, und sogar vom optimistischen Standpunkte aus mag es welche geben, welchen die Früchte viel zu wenig sind. Aber, beim wahren Lichte betrachtet verhält sich die Sache doch anders. Erstens haben wir unsere unfehlbare Kirche als Beweis dafür, daß das öftere Kommunizieren zu seiner Zeit sicher seine Früchte bringt, denn unsere hl. Kirche würde es uns nicht anempfehlen, wenn sie nicht ihrer Sache sicher wäre. Zweitens haben wir schon auch einige Früchte, um uns überzeugen zu können, daß dem wirklich so ist. Wenn man so unsere Christen betrachtet, so wird man finden, daß jene, welche häufig die hl. Sakramente empfangen, es auch sonst genau mit ihren Christenpflichten nehmen. Noch besser kann man dies beobachten bei den Kindern, welche bei uns wohnen. Ich habe jetzt schon einigemal es erfahren, daß, wenn unter ihnen etwas Unrechtes vorkam, es immer solche waren, welche gerade nicht die eifrigsten sind beim Sakramentsempfange. Diese zwei Beweise sind genug, um jeden zu überzeugen, daß man nicht irre geht, wenn man die Leute aufmuntert, die hl. Sakramente oft und würdig zu empfangen. Ja, ich kann offen sagen, daß wir hier in Centocow, sowie auch auf unsern anderen Stationen wirkliche Musterchristen haben, welche, wie man zu sagen pflegt, es mit jedem aufnehmen können. Möchte der liebe Gott in seiner allvermögenden Güte geben, daß deren immer mehr und mehr werden. Unsere lieben Wohltäter mögen aber über meine Lobsprüche



nicht ungehalten werden; ich wollte ihnen nur zeigen, daß ihre Wohlthaten bei einem Volke angewendet werden, das sich durch sein ernstes Streben nach Vollkommenheit dieser Opfer auch würdig macht. Weiters, offen gestanden, freut es mich, wenn Erfolge zu sehen sind. Ich bin nur ein Bruder und kann nicht viel tun, aber es ist mir doch ein kleiner Trost, einmal sagen zu können: „Und ich war auch dabei gewesen.“ Ist niemand, der auch dabei sein will?



### Etwas für solche, welche Missionsbrüder werden wollen.

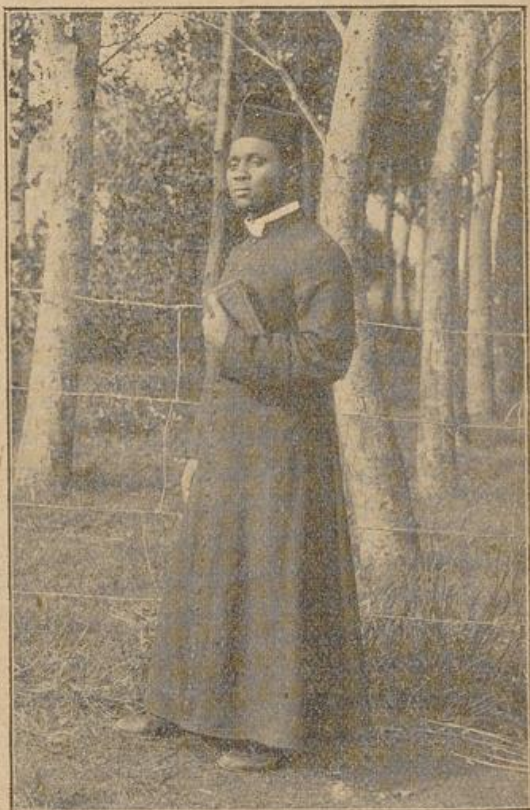
Es ist noch gar nicht lange her, das mir Folgendes erzählt wurde: Auf einer unserer Stationen war ein Bruder, welcher einem schwarzen Buben erklärte, wie erhaben der jungfräuliche Stand sei. Durch wiederholte Erklärungen und Ermunterungen angeeifert, entschloß sich der Knabe, selbst auch diesen Stand zu wählen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte er bereits eine Braut, welche er nun entließ. Aber nicht nur für sich selbst war er voll Verlangen und Sehnsucht nach einer solchen Lebensweise, er war auch bemüht, andere dazu zu bewegen. So sagte mir eine nahe Verwandte dieses Knaben, von welcher ich obiges erfahren habe, daß er ihr die Sache so schön erklärt habe, daß auch sie Liebe zu diesem Stande bekommen habe. Der Bursche ist dann in ein Lehrerseminar gegangen, weil er dachte, Lehrerberuf und jungfräulicher Stand passen besser zusammen. Als aber vor nicht ganz drei Jahren die Grippe-Epidemie ausbrach, fiel auch er ihr zum Opfer. Sicher hat Gott seinen guten Willen angenommen. Ich könnte noch mehrere solche Beispiele erzählen, aber dieses eine genügt, um zu zeigen, was ein eifriger Missionsbruder kann in einer Werkstätte, auf dem Felde, oder wo immer er arbeiten mag. In der Mission ist man fast immer von Schwarzen umgeben und somit gibt es Gelegenheit in Fülle, einen guten Rat zu geben, zum Guten zu ermuntern, zu trösten oder zu belehren. Auf diese Weise kann einer das Verlangen befriedigen, auch direkt in der Mission zu arbeiten. Die Menschen sind eben so, daß man sich immer direkt an einer Sache beteiligen möchte, der indirekten Weise fehlt ein gewisser Reiz, obwohl letztere gerade so notwendig und auch verdienstlich ist wie die erstere. Ich wollte damit nur zeigen, daß man in der Mission dem Drange des Herzens, Gutes zu stiften, vollauf Genüge leisten kann, wenn einem auch nicht gerade die Gnade des Priestertums zuteil wurde. Wer Beruf hat und den Willen, für Gott etwas Gutes zu tun, der mag nur kommen, an Gelegenheiten wird es ihm nicht fehlen.





## Weiß und Schwarz.

Städte haben immer mehr oder weniger einen üblen Ruf vom Standpunkt der Religion aus. Hiemit soll aber ja nicht gesagt sein, daß es in Städten keine braven Leute gibt. Es ist nur zu gut bekannt, daß dort die Tugend auch ihre Stätte hat; doch kann anderseits nicht geleugnet werden, daß das Laster dort zu Hause ist und oft mehr als auf dem Lande. Gerade so ist es auch hier in Südafrika. Vor vielen Jahren schon habe ich von den Missionaren gehört, daß die Schwarzen von den Weißen verdorben werden, welche letztere ihnen Laster anlernen, die sie früher gar nicht kannten. Obenan steht Johannesburg. Ich habe erst kürzlich von einem Priester gehört, daß dort so viele Männer und Burschen verdorben werden, und die Erfahrung bestätigt es. Wie viele, welche dort hingehen, kehren zurück, verdorben an Leib und Seele. Und wenn solche Burschen dann heiraten, wie oft werden dann Weib und Kinder zurückgelassen und der Mann kehrt zum Lumpenleben in die Stadt zurück. Wir haben mehrere solche Frauen hier, welche von ihren Männern so behandelt werden. Sie bekommen kein Geld zur Unterstützung, sondern müssen sich selbst durchs Leben schlagen, so gut und schlecht als es eben geht. So war z. B. ein gewisser Bube von hier jahrelang gewissenhaft in betreff seiner Religion und sonstigen Pflichten. Er heiratete dann und kurze Zeit nachher ging er nach Johannesburg, wo er viel Geld verdiente. Sein junges Weib sitzt daheim und muß hier arbeiten, um einige Pfennige zu verdienen für die notwendigen Lebensbedürfnisse. Doch gibt es auch Ausnahmen, welche regelmäßig Geld heimschicken, doch leider sind solche die Minderzahl. Einen Buben kenne ich, welcher jahrelang in verschiedenen Städten war. Als er heimkam, ging er wieder in die Schule, obwohl er sich rasieren mußte, um nicht als härtiger Mann unter den kleinen Schulbuben zu sitzen. Jetzt studiert er in Mariannhill, um, so Gott will, einmal Priester zu werden. Wie schön wäre es, wenn die Weißen mit dem Missionar zusammenarbeiten würden, um den Schwarzen zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden, welcher seine Pflichten gegen Gott und den Menschen erfüllen würde! Welche Verantwortung müssen aber anderseits solche haben, welche nur darauf ausgehen, den Schwarzen zu verderben an Leib und Seele.



Eingeborner Priester.







## Roswitha.

Eine Klostergeschichte von Maurus Carnot.

Nachdruck verboten.

Die Erzählung ist im Verlag des Art. Institut Orell Büssli in Zürich erschienen.

### 3. Wer gibt mir Taubenflügel?

Graf Kunrad hatte bei seiner traurigen Heimfahrt keine Gile. Sein rabenschwarzes Roß trakte gemächlich weiter, mochten auch der fuchsröte Gaul, der den wein- und glückseligen Hausmeier Golf trug, und das weiße Köhlein, das nun, der jungen Reiterin ledig, mit dem Fuchs zusammengefloppelt war, einen ziemlichen Vorsprung gewinnen. Und als die Baumgruppe kam, wo vor nicht ganz einem Tag der Holzhacker gesagt hatte, es sei nicht mehr weit bis Gandersheim, da hielt Kunrad still. Kein Anschlag hatte, nur die Vöglein sangen so fröhlich, als wüßten sie gar nichts vom Heimweh, das ein Vater nach seinem lieben Kinde haben kann.

Aber auch die Vögelein im Klostergarten zu Gandersheim sangen an jenem Vormittag so fröhlich, als säße Roswitha nicht allein auf einer Bank, die unter einem hohen, blühenden Strauch so recht ein lauschiges Plätzchen bot zum Beten, Sinnen, Weinen!

Nach dem Abschied des Vaters war Roswitha von der lieben Aebtissin bis zum Gartenpfortchen begleitet worden, und Domina Gerberga sprach, mild wie eine Mutter: „Roswithchen, ich gehe in den Chor zur Non, du aber gehst in den Garten und ruhst aus und siehst dir die Rosen an und den blauen Himmel, der über dem Kloster lacht und spricht mit den Vöglein und — ja, vergiß nicht, dem Vater einen Reise Segen nachzusenden! Ich komme bald wieder, lebe wohl!“

Roswitha konnte allein sinnen und beten und — weinen. Sie brach den Rosenzweig ab, der ihre Locken berührte, entblätterte und zerbröckelte ihn mit den zarten Fingern. Dann schaute sie gegen die ragenden Mauern mit den vielen Fenstern und dann ließ sie die feuchten Augen lange, lange ruhen, wie zwei Turteltauben, hoch droben beim glänzenden Turmkreuz.

„Schaut der Vater wohl noch einmal zurück zum Kreuz? Und zieht seine Seele noch zurück zu mir?“

So flüsterte sie und neigte das süße Köpfchen, daß es auf einen blühenden Rosenast zu ruhen kam, und sie ließ es ruhen und träumen.

Träumen, bis auf den Steinchen des Gartenwegleins sich Tritte hören ließen.



Aebtissin Gerberga kam, leise zwar, wie die Glüte einer Mutter, um das schlummernde Kind nicht zu wecken; aber Roswitha war schon aufgesprungen, und ihre Augen glänzten wie nie mehr seit jenem fernen Tage, da sie als Kind die franke, blasse Mutter geküßt hatte.

„O Mutter!“ — Noch lag das solange nicht mehr ausgesprochene Wort auf der Mädchenlippe, als Roswitha erschrak und sich erinnerte, daß die Richte des mächtigsten Herrn von Deutschland vor ihr stand. Aber Gerberga hatte beim süßen Worte schon ihre Arme ausgebreitet, und Roswitha schmiegte sich mit der Zutraulichkeit einer Tochter an ihre neue Mutter und fühlte nur, daß die Schleierfalten ihre Locken streiften, daß zwei warme Lippen ihre Stirne berührten, und daß es in ihrem Herzen taute und grünte und blühte und jubelte, wie wenn der Frühling kommt in ein stilles Thal.

„Und jetzt sei und bleibe glücklich und gut, meine kleine Roswitha, mein liebes Seelchen!“ sagte Gerberga und löste von ihrem Ordenskleide Roswitha's Arme, die wie zwei Rosenzweige zu duften schienen.

Aebtissin Gerberga wollte die neue Schülerin zu Schwester Rikardis führen; denn es sollte gleich die Arbeit beginnen: „Arbeit vertreibt das Heimweh, Arbeit erhält das Herz gesund und froh, Arbeit macht den Mitmenschen lieb,“ das ungefähr flüsterte Frau Mutter Gerberga auf dem Weglein zur kleinen Pforte, die vom Garten ins Kloster führte. „Aber Arbeit macht auch — müde,“ lachte Roswithchen, „und ich möchte im Kloster eigentlich nur singen und lernen und dann —“

Doch Silentium stand über der Schwelle, welche die beiden Ueberschritten.

Bald gelangten sie in jenen Flügel des Klosters, der nirgends das harte Wort Silentium zeigte. Und es mußte dort gerade eine Pause sein; denn frische Mädchenstimmen tönten laut aus einem Saale und legten sich auch dann nur teilweise, als die Aebtissin die eichene Thür öffnete.

„Domina Abbatissa,“ rief die Schwester Rikardis über die zwei Duzend Köpfe hin, die sich mit abgebrochenem Worte zur Thüre hinauswanden. Da ward es ganz still und die beiden traten ein.

„Schwester Rikardis! Unsere Roswitha will gleich mitmachen, nehmt sie in euer Herz und in eure Schule! — Und, Roswitha, am Abend sehe ich dich wieder.“

Rasch und entschieden, daß man an ihrem Schritte den Schritt der Sachsenberzöge erkennen konnte, war Gerberga fortgegangen. Leise und dann schneller und stärker begann das Plaudern wieder, wie wenn erst wenige und leise, dann immer mehr und lauter die Regentropfen aufs Dach fallen. Doch jetzt begann die Arbeit! Als stünde der sanften Rikardis das harte Silentium auf der schneeweißen Binde geschrieben, ward es augenblicklich still. In den Eichenbänken nahmen die Mädchen Platz, der Größe nach, vom achtjährigen Hildegardchen, das eine Wachstafel mit Griffel vor sich auf der Bank hatte, bis hinauf zur 18jährigen Berhta, die ein messingbeschlagenes Platterium mit schwarzen Lettern und bunten Randzeichnungen, einen der Schätze des Klosters, auf der Bank hatte.

Und neben Berhta durfte Roswitha sitzen und — sich schämen. Schlichterne Blicke in das große Buch, in dem sie nur die Ranken, die Rosen und die Veilchen lesen konnte, färbten ihre Wangen rot; oder es war ein Heimweh nach dem Garten, wo sie auch solche Blumen gepflegt hatte, schöner, als sie im Buche standen, und ohne Pfäle, von denen selbst ihr guter Vater niemals sprach?

Schwester Rikardis verteilte die Arbeit, genau nach St. Benediktus Regel, daß niemand überbürdet werden sollte, selbst nicht Hildegardchen, das auf die Wachstafel Buchstaben einzuzichnen hatte; oder waren es Hufeisen und dickköpfige Nägel?

Und dann setzte sich Rikardis lächelnd in die Bank zu Roswitha und sagte so



milde, daß das Schalkhafte gar, gar nichts Bitteres hatte: „Und Roswitha, wo wollen wir jetzt anfangen?“

„Aber wo? Ich habe gar keinen Anfang, ich kann ja gar nicht anfangen,“ lachte Roswitha laut, daß für ein Weichen die Schülerinnen und selbst Rikhardis mitlachten, daß selbst Hildegardchen sich umdrehte und rief: „Erst anfangen? Erst anfangen? Ich wollte nicht, ich müßte noch einmal anfangen!“ Roswitha fühlte, daß Wangen und Stirne bis hinauf zu den braunen Haarlocken gerötet sein mußten wie feurige Kohlen. Aber Rikhardis, die Gute, fand ein Wort, sanft und frisch wie Taufwasser: „Ja, wartet nur! Roswitha heißt „heller Mund“, und unsere Roswitha wird sich schon einmal hören lassen! Hildegardchen schreibe weiter! Berchtha, was heißt „heller Mund“ auf lateinisch?“

„Das heißt *os clarum*,“ antwortete Berchtha sogleich, ohne von ihrem Psalterium aufzublicken.

„Recht; aber besser ist die Uebersetzung durch *clamor validus*; so hat sich unsere hochselige Aebtissin Roswitha geschrieben. Also *clamor validus*.“

Roswitha ward es wieder leichter ums Herz. Warum sich schämen, wenn selbst die Antwort der gelehrten Nachbarin verbessert wurde! Und das milde Auge der Lehrerin, ihr fast schmeichelhaftes Wort voll Trost: o, Roswitha hätte die Schwester umarmen mögen; eine solche Sehnsucht war mit einem Schlag in ihrem Herzen erwacht, eine Sehnsucht, nicht nach Spiel und Blumen, selbst nicht nach dem Vater, eine Sehnsucht nach Büchern, Sehnsucht nach Arbeit. Aber für den ersten Halbttag ihres neuen Lebens mußte sie's zufrieden sein, zuschauen zu dürfen, wie andere arbeiteten, wie die Gelehrten zu den Halbgelehrten gingen, um nachzusehen und zu verbessern, und wie die Gelehrteste, Schwester Rikhardis, alles überjah, von Berchtha's Psalterium bis herab zu Hildegardchens wissenschaftlichen Versuchen.

Und es kam der Abend des ersten Arbeitstages. Rikhardis hatte den Auftrag, Roswitha in die Aebtissinzelle zu führen. Dort war es ja so schön bei der Mutter. Und so neu für Roswitha; Mutterliebe hauchte ihr dort entgegen, wie ein Morgenwind, der unberührte Lilienblätter umhaucht! Aus den Truben, wo Roswitha seidene Kleider und goldene Ketten aus der Jugendzeit vermutete, holte Gerberga kostbare, Papierrollen und noch kostbarere, auf Purpur und in Goldfäden gefaßte Reliquien hervor.

„Und jetzt, Roswitha, arbeite ernst! Eitelkeit der Eitelkeiten, heißt es im heiligen Buch. Und der Seelenbräutigam will eine ernste Liebe, die sich im Harten zeigen muß, mein liebes Seelchen,“ sprach Gerberga mild und ernst und ließ ihre glänzenden Augen auf ihrer Jüngerin ruhen. Diese aber blickte mit träumerischen Augen empor, als erwartete sie von den Mutterlippen wieder einen Kuß. Das Kind, es wußte nicht, daß es in den Augen der tiefblickenden Mutter Gerberga bereits zur Jungfrau geworden war, zur Heilandsbraut und zur Zierde von Gandersheim heranwachsen sollte!

Und doch, Roswitha mußte es gefühlt haben, sie durfte keine Liebesgung erwarten, so wollte sie den Mutterlegen. Etwas, das ihr durch Leib und Seele ging, zwang sie auf die Knie nieder und legte ihr die zarten Hände zusammen und führte aus ihrem zitternden Herzen die Bitte auf die Lippen: „Mutter, segnet mich, daß ich nicht — o nein, ich will treu bleiben! Worin und wie, o, das weiß ich nicht!“

Gerberga wußte wohl, daß unter ihren Töchtern noch manche Taufmischuld im stillen blühte; aber sie wußte, daß auf Roswithas klarer Stirne die Unschuld ebenso schön blühte und dazu noch etwas was es war, das wußte sie ebenso wenig, als Roswitha wußte, worin sie treu bleiben wollte, Aebtissin Gerberga legte die rechte Hand auf den Lockenkopf, aber zitternd und so sachte, als fürchtete sie, dort die Blätter eines duftenden Kranzes zu zerknicken und zu verletzen.

„Gott segne dich und alles, was du vom guten Gott empfangen hast.“



Schweigend und ernster als je in ihrem heiteren Leben stand Roswitha auf und ging zur Türe. Aber das heitere Kind des Grafen Kunrad mußte doch noch einmal an diesem Abend schalkhaft aus der Jüngerin Gerbergas herausgrüßen; auf der Türschwelle kehrte sie lächelnd um und rief:

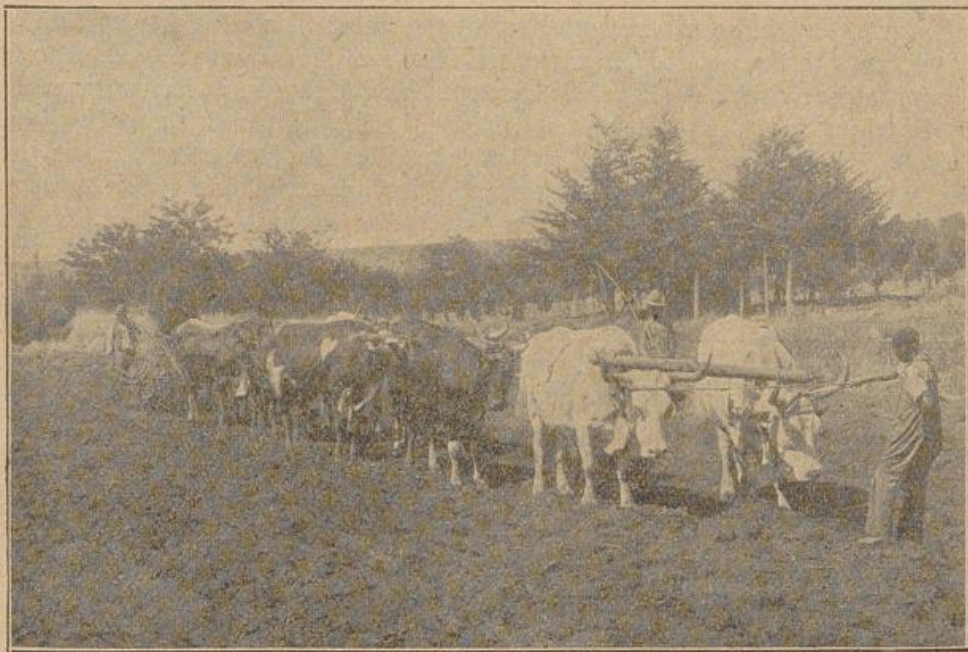
„Mutter Gerba, das frühere Kötschen ist dann kein Dummköpfschen!“

„Aber Kind, du willst doch nicht stolz sein!“

„Stolz?“ Mehr als dies Wort des Erstaunens, sagten die kindlichen Augen, die sich ganz aufschlugen, und zwei scharfe Linien in den Mundwinkeln, daß Roswitha den Stolz nicht kannte und nie seine Bekanntschaft zu machen gedanke.

„Nun ja mein Kind, man kann stolz werden, und der Vater Benediktus,“ Gerberga neigte das schöne, blasser Haupt, „der hat in seiner Regel nicht umsonst von 12 Stufen der Demut geschrieben“

„Aber doch nicht für mich! Ich weiß ja noch nichts, als daß ich auf lateinisch clamor validus heiße; ist's recht, Frau Mutter?“ Roswitha neigte schelmisch lächelnd das Köpfchen an die Kante der offenen Türe.



Kaffern beim Pflügen.

Gerberga mußte lächeln. Und hätte sie nicht ein so zartes Gewissen gehabt und hätte sie sich in diesem für sie so lieblichen Augenblicke nicht an die Warnung der hl. Regel erinnert, daß selbst beim Friedensfuß die Täuschungen des bösen Feindes zu befürchten seien, wahrlich, sie hätte sich so liebevoll zeigen müssen, wie am Vormittag draußen bei der Bank am Rosenbäumchen! So aber zwangen sich die Lippen der Mutter zum mildernsten Worte:

„Es ist recht, aber Sorge, daß es recht bleibt! Eine starke Stimme zur Ehre des Herrn und ein heller Mund' bis er unter der Erd ist!“

„Bis morgen aber will ich's auch schreiben können: Clamor validus. Liebe Frau Mutter, gute Nacht!“

„Gute Nacht! und bevor du einschliffst, bete: Wer gibt mir Taubenflügel? Geh, es läutet zur Komplet! Silentium nocturnum.“



In der Basilika zu Gandersheim brannten im Chor auf zwei steinernen Leuchtern zwei große Kerzen. Dämmerlicht ließ die schweren niederen Granitsäulen wie Felsstege erscheinen, auf welcher das breite Gewölbe ruhte. Von den granitenen Bildern waren nur dunkle Umrisse erkennlich.

Schwester Riffardis führte ihre Schülerinnen durch das Haupttor in den steinernen Tempel; neben ihr schritt Hildegardchen, die runden, nach der Dual des Tages müden Händchen gern zum Abendgebet faltend; dann folgten paarweise die anderen Töchter; Roswitha gehörte zu den letzten, da auf dem Wege zum Herrn nicht die Wissenschaft ausschlaggebend war. In den Bänken des Schiffes nahmen alle Platz und Roswitha hatte den ihrigen an einer Säule.

Das Chorglockchen läutete. In den Chor traten, zwei und zwei die Schwestern hin. Roswitha sah dann alles zum ersten Mal und sie grollte den Kerzen, daß sie einen so schwachen Schein über die Eintretenden ausbreiteten. Wohl stand sie auf und hielt ihre schmale, flache Hand über die Augen, so daß die ernste Berchtha sie erstaunt und geärgert ansah. Aber erkenntlich waren ihr nur die Schwester Pförtnerin, die ihr gestern das Tor verschlossen hatte, und die liebe Mutter Gerberga.

„Noctem quietam“ tönte es hell und stark vom Chore heraus; es war die gleiche Stimme, die vor einem Weichen gesagt hatte: „Heller Mund, bis er unter der Erde ist.“

Roswitha kniete nieder. Ach sie verstand noch nicht, was im Chore gebetet und gesungen wurde, und das tat ihr so weh! Sie legte ihre Stirne an den kalten Stein der Säule und wollte deutsch beten, aus ihrem deutschen Herzen; aber es war das Gebet wie das Fallen eines einschlafenden Kindes. Sie wollte beten für den Vater; aber da ritten ihre Gedanken mit ihm durch den Wald, heim, ins stille, lde Heim. Beten wollte sie für die tote Mutter; aber sie konnte es nicht, es war ihr nur, als müßte sie die Mutter durch die Erde hindurch grüßen und sie fragen: „Mutter soll ich in diesen Mauern leben und sterben?“

Sie drückte beide Hände an ihr Antlitz, das trotz der Kälte der steinernen Säulen ihr zu brennen schien und trotz der Tränen, die leise über die Wangen rollten. —

Da begann im Chore eine helle Stimme, es war Gerbergas Stimme:

„Incipit compassio beatae Mariae circa crucem.“ Roswitha verstand die Worte wieder nicht; aber ihr Herz sagte ihr; das gilt der himmlischen Mutter Maria.

Als Roswitha am folgenden Morgen nach einer milden, erquickenden Nacht, in ihrer kleinen Zelle am Fenster stand, war sie so frisch und froh, wie noch nie in ihrem Leben. So frisch und froh, daß sie ihr Köpflein sehen wollte. Aber wo hatten doch die guten Schwestern den Spiegel hingelegt? Sie mußte sich im geöffneten Fenster suchen. „Hübsch,“ wollte der Mund sagen, aber er sagte es nicht, weil die Mauern so rein und heilig waren. Und als die gelösten Haare bis auf den blumengestickten Gürtel herabfielen, kam ihr nicht, wie früher, ein eitler Gedanke; sie flocht sie rasch und auch die Stirnlocken mußten in Fesseln. Dann rieb sie die Hände und beugte sich über das steinerne Gefimse hinaus in den frischen Morgenwind und erkannte das Bänken, wo sie gestern geträumt, gebetet und — geweint hatte.

Da hätte sie jubeln mögen; aber es war zu feierlich, zu still ringsum zum Jubeln. — Leise klopfte es und Schwester Riffardis flüsterte durch die halboffene Türe:

„Roswitha, zum Gebete und zur Arbeit!“

„O gern,“ rief Roswitha noch halb zum Fensterchen hinaus, kehrte sich rasch und wollte der guten Schwester jubelnd an die Brust fliegen. Riffardis legte den Zeigefinger an die Lippen und flüsterte:

„Silentium nocturnum!“

„Was heißt denn das wieder?“

„Nächtliches Stillschweigen! Komm mit mir!“



Die beiden schritten durch den Gang; Roswitha ergriff die Hand der Schwester und flüsterte:

„Liebe Schwester, sagt, kann ich bis zum Abend schreiben?“

Riffardis schaute lächelnd in die frischen Augen, aber schwieg.

„Liebe Schwester, sagt, kann ich bis zum Abend *clamor validus* schreiben?“

Schweigend nickte Schwester Riffardis.

(Fortsetzung folgt.)



### „Christliche Rache“ eines katholischen Priesters.

Das erste Kloster für Negergeschwestern in den Vereinigten Staaten verdankt seine Gründung der „christlichen Rache“ eines katholischen Geistlichen von der Insel San Domingo. Die Geschichte ist folgende:

Der selige Gründer des Negergeschwestern-Klosters in Baltimore lebte früher auf der Insel San Domingo, bis dort ein schrecklicher Negeraufstand ausbrach und das ganze Land verwüstete. Der Priester war Zeuge, wie seine Eltern und Geschwister, sowie sämtliche Anverwandte von den schwarzen Furien hingeschlachtet wurden, während er selbst wohl ein duzend Mal in unmittelbarer Todesgefahr schwebte. Es gelang ihm jedoch, einen Teil des Reichthums seiner Familie in Sicherheit zu bringen und damit nach den Vereinigten Staaten zu entkommen. So kam er also später nach Baltimore. Nach Monaten war er wegen seiner schauerhaften Erlebnisse noch so von Schrecken und Aufregung ergriffen, daß er unwillkürlich erschauerte, so oft ihm ein Neger begegnete. Um nun den Mord seiner Anverwandten in echt christlicher Weise an den Negern zu rächen, gründete er das erste Kloster für Negergeschwestern in diesem Lande, in welches solche schwarze Mädchen aufgenommen werden konnten, die vor den Verlockungen und Versuchungen der Welt einen Ruhe- und Zufluchtsort suchten. Für diesen Zweck opferte er nicht bloß sein gesamtes irdisches Besitztum, sondern widmete dem Kloster auch noch seine ganze übrige Lebenszeit als Seelsorger und Helfer in der Not.







Von Univ. Prof. Dr. Schmidlin in Münster i. W.

Mit diesem Beitrag beginnen wir eine Serie aus der Feder des Begründers und Hauptvertreters der katholischen Missionswissenschaft, die er damit zunächst in ihrem theoretischen Teile nach seiner 1919 erschienenen Missionslehre popularisieren will. Nachher gedenkt er ebenso die Missionsgeschichte und die Missionsgegenwart in den wesentlichen Einzelpartien darzustellen.

Die erste Frage, die sich bei der prinzipiellen Erörterung über die Missionen erhebt, ist die nach ihrem Grund und Ursprung oder ihrer Berechtigung und Verpflichtung, also ihre Begründung und Rechtfertigung. Sie ist auch praktisch von Wichtigkeit, ja, die unentbehrliche Voraussetzung des ganzen Missionsbetriebs, als Verteidigung gegenüber den Einwänden, die sowohl im christlichen Lager, als auch in unchristlichen Kreisen wider die Missionen erhoben werden. Nicht bloß auf ungläubiger und protestantischer Seite, sondern auch auf katholischer Seite gibt es immer noch Leute genug, welche die Heidenmission als unnütz oder sogar als schädlich ansehen, und deshalb ihre Unterstützung verweigern, wenn nicht gar sie bekämpfen. Ihnen gegenüber gilt es, das Missionswesen zunächst zu legitimieren, bevor man an seine Durchführung herantreten und Sympathie dafür erwecken will. Daher die Frage: Warum dürfen und sollen wir Missionieren?

## I. Uebernatürliche Gründe.

1. Die Hauptlegitimation schöpft die Mission aus dem Willen und Befehl Gottes, wie er in den biblischen Offenbarungsquellen niedergelegt ist. Vorbereitet und geweissagt war sie schon im alten Testamente, soweit ihm eine universalistische, d. h. für die ganze Menschheit bestimmte Tragweite zukommt in den Büchern Moses, wenn von der Abstammung von einem Menschen und dem Segen aller Geschlechter in Abraham die Rede ist, in den Psalmen, wenn sie alle Völker zum Lobe des Herrn auffordern, bei den Propheten, wenn sie die Bekehrung der Heiden und die Aufrichtung der allgemeinen Gottesherrschaft vorausverkünden, mag auch die jüdische Religion praktisch hierin noch sehr engherzig gewesen sein. Begründet und verwirklicht wurde die Heidenmission aber erst im neuen Bunde durch den Welterlöser selbst, der nach den Evangelien nicht bloß die bisherigen Schranken des Himmelreiches aufhob und es grundsätzlich auch für Nichtjuden aufschloß, sondern auch tatsächlich das Missionswerk durch Aussendung der Apostel vorbereitete und durch seinen Auftrag, alle Völker zu lehren und zu taufen (Matth. 28, 19), in die Wirklichkeit überführte. Von diesen Missionsgedanken, von der Notwendigkeit und Berechtigung der Heidenmission durchdrungen, zeigen sich nicht minder die Apostel und Evangelisten sowohl in den erzählenden Darstellungen (Evangelien und Apostelgeschichte) als auch in den apostolischen Briefen, besonders als Hauptverkörper der eigentlichen Völker- und Heidenapostel Paulus (an die Römer, Galater, Epheser usw.).



2. Das Gleiche lehrt die mündliche Ueberlieferung und das kirchliche Lehramt. Belege dafür bieten die Schriften der Kirchenväter, der apost. Väter (Apostellehre, Klemens von Rom, Ignatius von Antiochien, Hermas) und der Apologeten (Brief an Diognet, Tertullian, Origenes, Klemens von Alexandrien, Irenäus von Lyon) vor Konstantin wie der nachkonstantinischen (besonders Chrysostomus und Augustinus). Damit stimmen die Gotteslehrer späterer Perioden des Mittelalters (u. a. Thomas von Aquin) wie der Neuzeit (Acosta, Thomas a Jesu u. a. m.) überein. Ähnlich haben sowohl die Päpste (Leo XIII., Benedikt XV., Pius XI.) als auch die Konzilien und Bischöfe stets die Missionsaufgabe eingeschärft.

3. Die Missionsnotwendigkeit kann auch aus den übrigen Glaubenssätzen abgeleitet werden: aus der Lehre von der Einzigkeit und der Schöpfung Gottes, die folgerichtig zu seiner Verehrung durch alle Menschen führen muß; von der Erbsünde, in die alle verstrickt sind, und der Erlösung, die durch das Weltapostolat allen zugewandt werden soll; von der Unentbehrlichkeit des Glaubens und der Taufe, die es den Heiden mitteilen will; von der Kirche, besonders ihrer Allseeligmachung und ihrer Katholizität, die erst durch die Weltmission ganz verwirklicht wird; von den letzten Dingen und dem Weltgericht, dessen notwendige Voraussetzung sie bildet.

4. Endlich wird die Mission auch als sittliche Pflicht und Aufgabe für den Einzelnen wie für die Gesamtkirche, durch die christlichen Sittengrundsätze, nicht zuletzt durch die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe nahegelegt, einerseits als religiöse durch die Pflichten gegen Gott, andererseits als caritative durch die Nächstenliebe gegenüber dem Heidenelend. Diese Missionspflicht ist freilich eine verschiedene und abgestufte, je nachdem es sich um Missionare, Heimatpriester oder Gläubige handelt.



Verbotene Frucht.

## II. Uebernatürliche Begründung.

1. Aber auch für solche, die nicht auf positivem Boden stehen, und daher die obigen Beweise oder Motive nicht annehmen, ergibt sich die Berechtigung und Notwendigkeit der Heidenmission zunächst aus dem Vergleich der christlichen mit den nichtchristlichen Religionen. Dieser Vergleich zeigt uns nicht bloß, daß unser Christentum alle andern Kulte innerlich wie äußerlich weitaus überragt, sondern auch, daß es die absolute und einzig richtige Religion schlechthin ist, der sich somit alle



anschließen müssen vor allem auch, daß es allein universellen Missionscharakter hat, das heißt sich organisatorisch auszubreiten sucht.

2. Dementsprechend gestaltet sich sein Verhältnis zur Menschheit: auf der einen Seite ist die christliche Religion für alle Menschen und Völker bestimmt und geeignet, für die Neger und Indianer, Chinesen und Japaner wie für die Europäer; auf der andern Seite können sämtliche Rassen und Völker das Christentum ergreifen und üben, gibt es also keine unüberwindliche Schranke, die sie davon fernhält und ausschließt, ja, finden sich überall Anknüpfungspunkte, an welche die Mission sich anlehnen kann.

3. Vor dem natürlichen Forum legitimiert und empfiehlt sich die christliche Mission auch durch ihre kulturellen Leistungen und Ergebnisse, wie sie von einer Wolke rühmender Aussagen aus unchristlichen wie christlichen Kreisen bezeugt werden; durch ihre wissenschaftliche Tätigkeit im Dienste der Erd-, Sprachen-, Völker- und anderen Forschungen; durch die geistige Hebung der Eingeborenen vermittelt ihrer Schulen und Schriften; durch ihre Liebes- und Wohlfahrtspflege in den Hospitälern, Waisenhäusern usw.; durch ihre günstigen wissenschaftlichen, sozialen, sittlichen und religiösen Einwirkungen, besonders durch die Erziehung und Anhaltung zur Arbeit. Insofern, aber auch durch Pflege und Einschärfung des Gehorsams erwirbt sie sich zugleich kolonialisatorische, ja, indirekt politische und nationale Verdienste, die sie auch den staatlichen Behörden als willkommene Bundesgenossin erscheinen lassen und diese ihr verpflichten.

4. Daß die Mission existenzberechtigt und zu ihrer Aufgabe befähigt ist, geht ferner aus ihrer ganzen Geschichte und Vergangenheit hervor: wie sie im Altertum die hochgebildete römische Welt und im Mittelalter die mehr naturhafte germanische sich unterwarf, so hat sie in der neuesten Zeit die verschiedensten Völker bekehrt, und sich den schwierigsten Aufgaben gewachsen gezeigt. Auch in der Gegenwart erzielt sie äußerlich wie innerlich die schönsten Erfolge, ja, die gesamte gegenwärtige Lage drängt durch ihre günstigen wie ungünstigen Elemente, auf den Missionsfeldern wie in der heimatlichen Christenheit zu verstärkter Missionsbetätigung, als wahre „Entscheidungsstunde der Weltmission“ (Mott).

Aus dem allem folgt mit Leichtigkeit die Widerlegung der Einwände, die uns im Leben oft gegen die Heidenmission begegnen: grundsätzlich aus der Betrachtung des Missionsträgers und Missionsgegenstandes wie der Missionsziele und Missionsmittel (vgl. dazu meine Missionslehre); praktisch vor allem aus der unzweifelhaften Missionspflicht und auch aus der Erfahrungstatsache, daß die Interessen der Heimatkirche durch rege Missionstätigkeit nicht bedroht oder verhindert, sondern im Gegenteil gefördert werden. Wie ist es anders möglich, als daß ein katholischer Christ, der sein Glaubensgut andern mitteilen will, die noch im Schatten des Todes und Finsternis sitzen, es nicht auch in sich selbst zu bewahren und seiner nächsten Umgebung zu sichern bestrebt ist? Und umgekehrt muß derjenige, der seinen eigenen Glauben zu schützen und zu nähren weiß, nicht zugleich vom Verlangen beseelt sein, daß dieser Glaube auch unter den anderen, auch in der Heidenwelt ausgebreitet werde?

Analog dazu und noch mit größerem Recht kann die katholische Mission als solche gegenüber den protestantischen Einwürfen begründet und gerechtfertigt werden: in prinzipieller Hinsicht nicht bloß durch verstärkte Anwendung der allgemeinen Motive und Beweise für die christliche Mission überhaupt, sondern insbesondere in Bezug auf Ausgangspunkt und Ziel der Mission, einerseits ihre Sendung, andererseits die Organisation, wie sie auch die evangelische Mission anstrebt, aber nur die katholische erreicht; in der Missionspraxis sowohl bezüglich der Persönlichkeit der Missionare, ihrer Aufwendungen und Erfolge, als auch, was die Methode angeht, namentlich gegenüber den Anklagen, betreffs des Unterrichts der Verweltlichung und der Intoleranz (vgl. meinen Aufsatz über katholische Missionsapologie in der Zeitschrift für Missionswissenschaft 1920).





## Herzenserhebungen aus dem Tal der Tränen.

Von P. Odo Ripp, R. M. M.

**B**eten ist des Menschen Vorrecht hier auf Erden; seinem Wesen nach ist es eine Erhebung der Seele aus der Fremde zum Herrn. Während alle andern Lebewesen ihren Blick zur Erde wenden, woher sie ihren Unterhalt beziehen, geht der Mensch aufrecht, schaut nach oben, auf daß er über seinen zeitlichen Sorgen nicht vergäße seines Schöpfers, dem er unaufhaltsam entgegenpilgern soll. Solange die Menschenseele sich rein bewahrt von der Befleckung der Welt mit all ihren Lockungen und Täuschungen, solange sie von bösen Trieben und Leidenschaften nicht umnachtet ist, bleibt ihr der Ausblick zu Gott, ihrem Schöpfer, ein Lebensbedürfnis. Wahr ist des Dichters Wort: „In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.“ Wie steht es nun mit diesen Herzenserhebungen bei den Bantustämmen? Beten sie auch? Wer möchte das verneinen? Als Mitglied der einen Menschenfamilie teilen sie mit allen übrigen Völkern die unzerstörbaren Paraphernalien (Mitgift) der vernünftigen Seele, worunter auch das stille Heimweh nach Gott, der Aufschrei des Herzens, zu zählen ist. Freilich ist diese Schwungkraft der Seele gelähmt und hat der Gott dieser Welt d. h. Satan, ihre Dienste mehr in Anspruch genommen als der höchste Himmelsherr. Für diese erdhafte Sprößlinge Chamis wohnt Gott vollends in einem „unzugänglichen Lichte“ und ist in Wahrheit ein „verborgener Gott“, dem sie deshalb keiner Art Kultstätten errichten, ihn durch keine öffentlichen Gebete verehren. Ihr religiöses Bedürfnis befriedigt sich an einem unklaren Ahnenskult, denen sie Tieropfer darbringen, um ihre Guld zu erlösen oder um ihre übelwollenden Launen gnädig abzuwenden. Doch unter diesem Aushängeschild dienen sie eigentlich dem Vater aller Lüge, dem Teufel, der ihren Verstand und ihr Herz in Finsternis und Sünde gefangen hält. Diese Religionsform ist nicht der Ausdruck der unverfälschten, gottähnlichen Menschenseele, sondern ein Produkt des mit der Erbschuld beladenen, sündhaften Herzens. Sie schlafen den geistigen Schlaf der Sünde, sie sind trunken von dem Lustbecher irdischer Freuden und Vergnügen. Sie taumeln von einem Abgrund der Sünde in den anderen, wobei es ihnen nie recht wohl wird. Ihre unersättliche Seele bleibt ungesättigt, und unbewußt schreit sie nach dem, der aller Seelen beseligendes Leben ist. Wahr bleibt auch für diese Völker Tertulians berühmtes Wort: „Die Seele, obwohl sie sich im Gefängnis des Körpers befindet, obwohl sie von irrigen Lehren umgarnt, obwohl sie durch Lust und Leidenschaft entkräftet, obwohl sie dem Dienste falscher Götter hingegeben ist, ruft, sobald sie wieder zur Besinnung kommt, nach „Gott“ mit diesem einzigen Namen, weil Eigename des wahren Gottes. „Großer Gott“ und „guter Gott“ „was Gott gewähren möchte“ ist in aller Munde. Als Richter auch



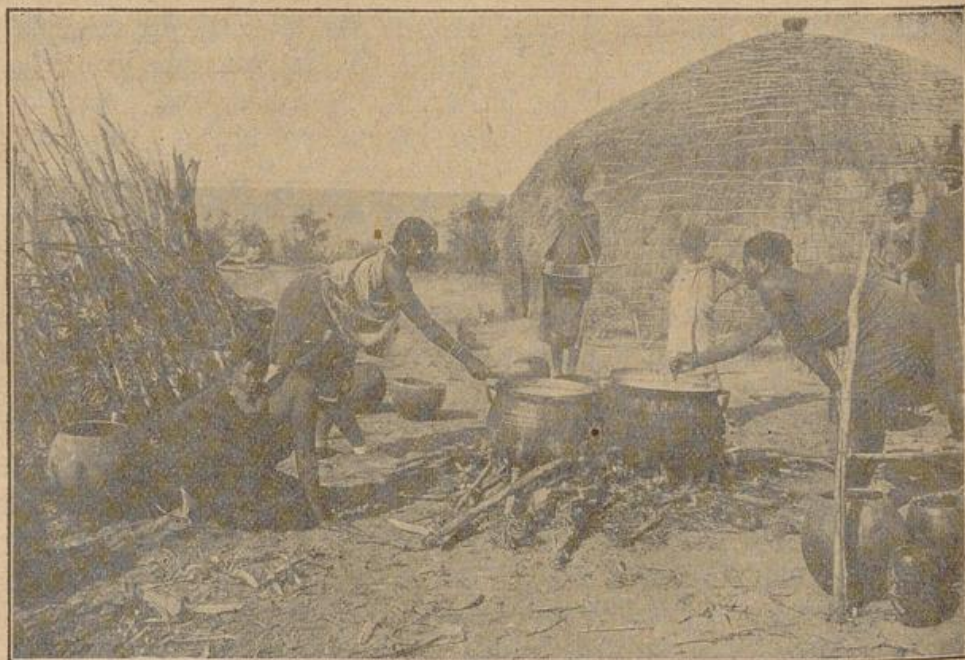
ruft sie ihn an „Gott siehst es“ und „Gott empfehle ich es“, und „Gott wird es mir vergelten“. O, Zeugnis der von Natur aus christlichen Seele! Und dann, während sie solches ausspricht, schaut sie nicht zum Capitol hinauf, sondern zum Himmel. Sie kennt nämlich den Sitz des lebendigen Gottes, von ihm und von dorthier stieg sie herab.“ Tertul. Apolog.

An dieses Wort erinnerte mich die Aussage eines jüngst sich bekehrenden Weibes des Amakuze Chiefs, Albert J. Dhlamini. Die jetzigen Inhaber der Herrschermacht befürchten, daß durch die Bekehrung der Angehörigen der Häuptlingsfamilie das Ansehen des Hauses schwinden möchte. Deshalb suchen sie jede Bewegung in dieser Richtung aufzuhalten. Doch einige, die der Gnade entsprochen und dem Heidentum entsagt, lassen sich durch keine Einschüchterungen von ihrem Entschlusse abbringen, da ihnen durch den Tod ihres förmlich angebeteten Herrn die Augen geöffnet wurden. „Im Tode,“ meinte die oben erwähnte Frau, „nützen die Amadhlazi, d. h. die Schutzgeister, nichts mehr, da ruft die bedrängte Seele zu Gott im Himmel droben.“ Ja, Not lehrt beten und an der rechten Thür anklopfen. Das tun auch unsere schwarzen Christen. In ihrer Sprache beten sie und lobsingen sie dem einzig wahren Gott und Jesum, seinem Sohn, der für aller Heil sein Blut und Leben hingab. Besonders am Sonntage, wenn die Gemeinde im Gotteshause versammelt ist, fühlt man, wie sich der Beterchar der Geist der Andacht bemächtigt hat, der das Herz emporhebt und in geistlichen Liedern frohlocken macht. Vereinzelt finden sich aber auch schon Christen, in denen Gott eine Heimstätte hat, wo sein hl. Andenken kaum schwindet, wo das Feuer der Liebe nicht erlöscht. So findet sich in hiesiger Gemeinde eine eifrige Christin, eine Mutter und Großmutter vieler Kinder. Fast täglich kommt sie zur hl. Messe, oft geht sie zum Tische des Herrn. Wenn sie den Kreuzweg geht oder vor einem großen Kreuzigebilde betrachtend steht, so kann man Tränen in ihren Augen perlen sehen, die beweisen, daß ihre Seele „Göttliches leidet,“ und dem Heilande sein Leiden in ihrem Herzen nachfühlt. Ihr Glaube ist werktätig, denn nicht selten bringt sie Messstipendien „für die armen Seelen,“ „für einen guten Tod“ „für den hl. Vater in Rom.“ Wirklich eine fromme Seele, eine anima pia, die da in ihren Herzenserhebungen einer edlen Palme gleicht inmitten einer öden und wasserlosen Wüste. Mißachten doch viele Menschen ihr Ehrenrecht mit Gott im Gebete zu verkehren. Ihre Seele gleicht meistens einem Lande der Armut, worauf nichts Edles wächst, weil überwuchert von Disteln und Dornen irdischer Sorgen und fleischlicher Begierden. Naht aber die Stunde der Not, besonders der bitteren Todesnot, da sucht die beklemmte Seele einen Helfer, sie wendet sich nach oben, von wo ihr Hilfe kommt. Von einer solchen rührenden, naiv kindlichen Herzenserhebung will ich den lieben Lesern noch kurz erzählen.

Eines Tages hatte ich einen Krankenruf, dem ich in Begleitung des Katecheten folgte. Im Kraale angekommen, begaben wir uns in die Hütte, wo die Kranke sein sollte. Allein der Raum schien menschenleer. Nur ein alter Sack lag auf der linken Seite des Einschlupfes in die Hütte. Während wir uns niedersetzten, fing es an, unter dem Sack lebendig zu werden. Sichtbar wurde zuerst ein schneeweißer Kopf, dessen Haare die Sonnenglut von etwa hundert Sommern gebleicht hatte. Das runzelige, gefurchte Gesicht glich dem bewölkten Nachthimmel, an dem kein freundliches Sternlein funktelt. Die Fenster der Seele waren geschlossen. Nun



folgte die Begrüßung und die Frage nach ihrem Begehren, worauf sie anhub: „O Kind Gottes, Kind des weißen Mannes, ich bin krank und fühle es, daß ich dorthin gehe von wo es kein Wiederkehren mehr gibt.“ Ich ermunterte sie nun zum Gottvertrauen, der reich an Erbarmen ist für alle, die ihn anrufen. Während ich ihr dann die hl. Delung spendete, vernahm ich, wie sie leise betete, mir ganz unbekannte Schutzgebete verrichtete. Die Sache weckte mein Interesse und ich hoffte irgend einen literarischen Fund in der Zulusprache zu machen. Das Gebet wurde zu Papier gebracht und lautet also: „O höchster Herrscher, unser Führer und Lenker inmitten deiner Erde, du unser Glück, Umkreiser der Erde wie der Regenbogen (Umzungezi womhlaba njengownyama, d. h. der die Erde umspannende Regenbogen zeigt Gottes Herrlichkeit), Beschützer der menschlichen Waisen, durch dich lebe ich, ich erbete deine Huld. Nimm mich nicht unfreundlich auf, wenn du hörst, daß ich in dein Haus eintrete, versehe mir keinen Fußtritt, wenn ich dahergetrippelt komme, (ungangikapi, uma ngiti gi gi), sage nicht: pack dich weg da, wer bist du denn? Gehe dorthin, wo du gearbeitet hast! O nein, mein Herr, ich gehe nicht anderswo hin, ich stehe in deinen Diensten, o Weltumkreiser, der du aufnimmst die Waisen.“ Diese Art Gebet, aus dem Munde eines beinahe zum Skelette verdorrten Menschenwesens war wie eine neue Offenbarung für mich, und ein neuer Beweis, daß Gott Zwiegespräch hält mit den Einfältigen. Er der „das Flehen der Armen“ nicht verschmäht, wird diese Seele bei ihrem Scheiden wohl sein mildes und heiteres Antlitz haben schauen lassen. Denn Jesu Erlöserherz stößt die Menschenkinder nicht von sich, und gut ist der Herr denen, die auf ihn hoffen, gut der Seele, die ihn sucht. Möchte meine Seele den Tod der Gerechten sterben und mein Ende dem ihren gleichen!



Bierbrauerei.





## Internationaler Missionskongreß.

Holland, das unter allen Ländern Europas die größten Missionsleistungen aufzuweisen hat, trotz seiner schweren Diaspora, übernahm es, im vorigen Jahre für die letzte Septemberwoche nach Utrecht einen internationalen Missionskongreß einzuberufen. Die „Kölnische Volkszeitung“ berichtet, daß die Tagungen sehr erfolgreich waren.

Neben dem Protektor des Kongresses, Erzbischof Dr. van de Vettering von Utrecht, wohnte als weiteres Mitglied des holländischen Episkopates Bischof Dr. Diepen von Herzogenbusch der Tagung bei. Von Paris kam Erzbischof de Guebriant, Generalsuperior des Pariser Missionsseminars, von Italien Prof. Dr. Tragella (Mailand), von Deutschland der Generalsekretär der Missionssuperiorenkonferenz P. Friedrich Schwager, S. B. D., und der Generalsekretär des Kaveriusvereins und der Unio cleri pro Missionibus, Dr. Louis (Aachen), außerdem von Bayern Univ.-Prof. Dr. Aufhäuser (München), von Spanien P. Grandara vom Missionsseminar in Burgos, von Belgien Generalsekretär De Bouk (Brüssel) und Professor Beaufays (Löwen), von Irland Dr. John Blowick (Maynooth), von Indien Erzbischof J. Nelen von Madras und der Eingeborenen-Bischof Mgr. Alexander Chulaparambil von Kottayam Travancore, von China der Eingeborenen-Priester Prof. Ph. Wang, von Java P. Adrianus Djajasepetra, von Norwegen Bischof Dr. Jan Olav Smit, von Dänemark Fr. Mariboe. Außerdem erschienen Missionare aus allen Missionsgebieten der Welt und eine große Zahl von holländischen Prälaten, darunter Mgr. von Leurs, Generalvikar von Breda, Prälat Claessens von Eindhoven, Prälat Brinjen von Herzogenbusch, Prälat Hermus von St. Michaels-Gestel, Prälat Eras, der Geschäftsträger des holländischen Episkopats in Rom.

Die Vorträge des Kongresses, die morgens, nachmittags und abends in Saale des Palais für Kunst und Wissenschaft stattfanden, wurden von den jeweiligen nationalen Vertretern in ihrer Landessprache gehalten. Auch bei den Aussprachen redete jeder Teilnehmer in seiner Muttersprache.

Eines der wichtigsten Ergebnisse des Kongresses dürfte die Anknüpfung zahlreicher Beziehungen zwischen den einzelnen Landesvertretern sein. So sah man vor und nach den Versammlungen und bei gemeinsamen Besichtigungen bald den Erzbischof Mgr. de Guebriant vom Pariser Missionsseminar in eifriger Unterhaltung mit dem deutschen Vertreter, Generalsekretär Dr. Louis (Aachen), bald den irischen Vertreter Dr. Blowick im Gespräch mit dem spanischen Mgr. Grandara, den italienischen Professor Tragella mit dem Brüsseler Generalsekretär de Bouk usw. Die Diskussionen nach den Vorträgen brachten sehr wertvolles Material und reiche Aufklärung. Wie Bischof Dr. Diepen von Herzogenbusch über seine im Auftrag des Papstes vorgenommene Visitation der kirchlichen Verhältnisse in Dänemark,



Norwegen, Schweden und Finnland berichtete, so gab Erzbischof de Guebriant Aufschluß über seine apostolische Visitationsreise durch Sibirien. Neben vielen traurigen Tatsachen und fast unüberwindlichen Hemmungen konnte er das treue Aushalten der wenigen katholischen Priester, die zur Erzdiözese Mohilew gehören, auf einsamen Posten feststellen. Prof. Wang (China) schilderte die Fortschritte zur Heranbildung eines einheimischen chinesischen Klerus, der schon über 1000 Mitglieder zählte. Er meinte, die Zahl sei groß genug, um auch die Wahl eines einheimischen chinesischen Bischofs zu rechtfertigen und bat namentlich den früheren apostolischen Vikar in China, Erzbischof de Guebriant, in dieser Hinsicht seinen Einfluß geltend zu machen. Ueber die Heranbildung eines einheimischen Klerus in Britisch-Vorderindien sprach der greise Erzbischof Msgr. Nelen von Madras aus der Fülle seiner reichen, vierzigjährigen, missionarischen Erfahrungen. Ihm schloß sich der Jesuitenpater van Lith mit einem Bericht über Versuche zur Erziehung einheimischer Seminaristen in Java an. Großes Interesse fand der Vortrag des Löwener Prof. Ignace Beaupays über Palästina und die zionistische Bewegung. Waren die Verhältnisse in Palästina unter der Türkenherrschaft nicht gerade rosig, so sind sie heute unter dem englischen Protektorat um nichts besser. Der Scheuter Missionar Popelier wußte in seinem Vortrag über chinesische Heilkunde viel Merkwürdiges aus dem Heilverfahren im Reiche der Mitte zu bringen und leitete eine Aussprache über ärztliche Mission ein, wobei auch der deutsche katholische Verein für missionsärztliche Fürsorge und das neue missionsärztliche Institut in Würzburg rühmend erwähnt wurde. Von tiefer Missionsliebe zeugte der Vortrag des Hochschulprofessors von Delft, Dr. Alfons Steeger, über das Thema: „Gebildete Laien haben eine besondere Missionspflicht“. Wie tief sich ein gebildeter katholischer Laie in die Lehre seiner Kirche und in die Missionspflicht versenken kann, zeigte der bekannte Hochschulprofessor Dr. Gerhard Brom in seiner Rede über: „Dogma und Drama“. Er hatte auch die große Studentenversammlung einberufen, wo der flämische Franziskaner Callewaert in begeisterten Worten über „Apostolat der studierenden Jugend“ sprach. In einer abendlichen Festversammlung begrüßte Univ.-Prof. Dr. Aufhäuser (München) die niederländischen Komilitonen, die ihm durch Abzingen der deutschen Nationalhymne eine Huldigung bereiteten.

Zahlreich waren die Lehrer und Lehrerinnen, denen sich viele Ordensschwestern angeschlossen hatten, zu ihrer Sonderversammlung geeilt, wo in ausgezeichneten Referaten über Schule in der Mission und Missionspflege im Unterricht und im Leben des Kindes berichtet wurde. Auch für die Frauen war eine Sonderversammlung vorgesehen. Hier trat zum ersten Male auf einem Missionskongreß eine Ordensschwester auf, die Generalassistentin der Schwestern vom kostbaren Blut, Mutter Willibrorda, die über den Beruf der Frau zum Missionswerk herrliche Gedanken vorbrachte. Die Not der einheimischen Frau in Niederländisch-Indien schilderte ergreifend Frä. A. Kloppenburg. Sämtliche Vorträge des Kongresses werden in einem Sammelwerk herausgegeben.

Mit dem Kongreß war eine allgemeine Missionsausstellung verbunden, die sich großen Zuspruches erfreute.







## Missionsärztliches Institut.

Das langjährige Streben katholischer Kreise, ein missionsärztliches Institut für Deutschland zu schaffen, ist mit Erfolg gekrönt worden. Mit dem Wintersemester ist dasselbe in der Universitätsstadt Würzburg eröffnet worden. Studenten und Studentinnen der Medizin, welche durch ihre Kenntnisse, ihren Einfluß und christlichen Lebenswandel dereinst mitwirken wollen an dem großen Apostolate Christi, welche mit hinausziehen wollen in die Missionsländer, um leibliches Elend zu lindern und dem geistigen Wohle des Nächsten die Wege bahnen zu helfen, finden hier Aufnahme und Schulung für ihren hohen Beruf. Fertige Aerzte und Aerztinnen, die sich dem Missionswerk anschließen möchten, erhalten hier noch die letzte Vorbereitung vor ihrem Auszuge in die Mission.

Das neue Unternehmen soll keine Erwerbsquelle sein. Nur wer getragen ist von wahrhaft christlicher und idealer Gesinnung, wer mitarbeiten will an dem Aufbau des Reiches Christi und seiner Kirche in den Heidenländern, wer sein Können und seine Kräfte wenigstens für eine Anzahl von Jahren selbstlos dem großen Missionswerk zu widmen bereit ist, möge in die Reihen dieser bevorzugten Edelmänner und Edelfrauen treten.



Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. L. Tremel in Lohr a. M.  
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen (Schwaben).



# Meßopfer und Kommunion

Die größten Gnadenquellen der katholischen Kirche



103 Seiten Kleinoktav, in Leinen gebd. Preis 60 Rp. (ohne Porto.)

Aus dem Inhalt:

Kurze Abhandlung über die **Würde und den Wert** des heiligen Meßopfers;  
die **Gnaden und Früchte** des heiligen Meßopfers; die **Teilnahme**  
beim heiligen Meßopfer. ·· **Meßgebete.** ·· Von der heiligen  
**Kommunion.** ·· **Eucharistische Stationen = Andacht.**

Ueber das Büchlein wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Die Abhandlungen sind durchwegs kernig und mit vieler Liebe zum eucharistischen Opfer verfaßt. Sie sind dazu angetan, auch in andern die Liebe zum hl. Meßopfer zu wecken und zu vertiefen. Besonders gefällt es uns, wie der Verfasser es versteht, den engen Zusammenhang zwischen Christi Leiden und dem Allerheiligsten Altarsakrament in der eucharistischen Kreuzwegandacht herauszuheben. Wir stehen nicht an, dem Büchlein einen möglichst großen Gebraucherkreis zu wünschen. Besonders dürfte es eine willkommene Gabe für die Erstkommunikanten sein, aber auch ältere Leute dürfte sein Inhalt ansprechen und neben diesem das handliche Format ihm manchen Freund gewinnen wird.

Pfarrer B.

Zu beziehen durch

**Missionsdruckerei St. Joseph**  
**Reimlingen (Schwaben)**

oder den auf der Umschlagseite angegebenen Vertretungen.





und den verlassensten armen Seelen für Erhörnung in besonderen Anliegen. — Dank der hl. Familie und dem hl. Antonius für Erhörnung in besonderen Anliegen. — Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, Judas Thaddäus, Gerhard Majella und den armen Seelen für Bewahrung vor schwerer Operation.

Ludwigshafen: Tausend Dank dem hl. Joseph für Erhörnung und Hilfe aus schwerer Not. Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, hl. Wendelin und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Not, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Durch die Hilfe des unbefleckten Herzens Mariä, des hl. Antonius und d. guten Beta habe ich in schwerer Krankheit Hilfe erlangt.

Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph

für Erhörnung in großem Anliegen. — Herzlichsten Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Muttergottes für erlangten Trost in einem schweren Anliegen. Wir hatten letztes Jahr dem hl. Joseph versprochen, wenn er uns vor Arbeitslosigkeit bewahre, ein Heidenkind zu kaufen. Dem lb. hl. Joseph sei tausendmal gedankt für diese wunderbare Hilfe, bitten um weiteren Schutz. Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und einigen Heiligen für erlangte Hilfe. — Dank der lb. Muttergottes für Erlangung der Gesundheit meiner Mutter. Innigen Dank der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für schnell erlangte Arbeit.

Auf die Fürbitte des hl. Joseph und des hl. Antonius habe ich ein Paket aus Amerika erhalten, was ich schon für verloren glaubte; diesen Heiligen sei inniger Dank gesagt. Dank dem hl. Joseph, Antonius und Judas Thaddäus für Hilfe in schwerem Anliegen.

## Die Andacht zur hl. Mutter Anna.

Seitdem die hl. Mutter Anna zur Patronin unseres Mutterhauses und unsrer Missionen Maria Anna Hill (Mariannahill) erwählt ist, und besonders, weil wir durch sie so viele große und besondere Gnaden auf ihre Fürbitte hin erhalten haben, erachten wir es als eine Pflicht der Dankbarkeit, die Andacht zu ihr auf jede Weise zu fördern. — Die hl. Mutter Anna erlangt viele Gnaden, unschätzbare Wohltaten für Leib und Seele allen jenen, welche sie verehren; aber ganz besonders gewährt sie ihren mütterlichen Beistand allen christlichen Müttern, welche sie als Vorbild und Patronin erwählen.

Die hl. Mutter Anna, die Patronin der christlichen Mütter! — Unzählige Beispiele der Vergangenheit bezeugen die vielen und großen Gnaden, welche die hl. Mutter Anna den christlichen Müttern erwiesen hat. Sie bewahrt den Frieden im Ehestande, schlichtet die Uneinigkeiten in den Familien und vereinigt und bestärkt in Liebe die Mitglieder zueinander; sie beschützt die Geburt der Kinder in einer ganz außerordentlichen Weise; sie verleiht besondere Erleuchtungen den Eltern zur christlichen Kindererziehung; sie bringt die Kinder auf den rechten Pfad zurück, welche auf Irrwege geraten waren; sie erlangt die Wiedergenesung für die kranke Mutter, erhält ihr kostbares Leben für ihre zahlreiche Familie, für hilflose Kinder, und verhindert den Verlust des Ehemannes und des Familienvaters.

„Alle mögen edelherzig zur Rettung der Seelen beitragen, die Christus erlöst hat. Wenn auch nur eine einzige Seele verloren ginge wegen Mangels an Hochherzigkeit, wenn auch nur ein einziger Missionar einhalten müßte, weil es ihm an Mitteln gebricht, die wir ihm verweigerten, so wäre das eine große Verantwortung, woran wir vielleicht nicht genügend im Laufe unseres Lebens gedacht haben. Wir treten vielleicht vor das Gericht Gottes, ohne ihm gedankt zu haben für die Weitherzigkeit, mit der er uns die Wohlthat der Erlösung zukommen ließ. Auch der letzte der Gläubigen kann und muß wiederholen: „Was kann ich dem Herrn bieten für all die Gnade, die ich empfangen habe?“ Da bietet sich nun eine günstige Gelegenheit dar wie keine andere, für den Glauben, den wir von Gott empfangen haben, wollen wir mitarbeiten und andere Seelen zum Glauben bekehren.“

Papst Pius XI., Pfingstpredigt 1922.



**Der Mariannhiller Missionsmeßbund** gewährt den Mitgliedern Teilnahme an den Verdiensten der Mariannhiller Mission in Südafrika. — Für die lebenden und verstorbenen Mitglieder des Missionsmeßbundes werden im Kloster von Mariannhill täglich 2 hl. Messen gelesen, außerdem wird am 1. Sonntag im Monat das Hochamt für dieselben gehalten. In den Missionsmeßbund können Lebende und Tote aufgenommen werden. — Die Aufnahmegebühr ist, da diese Gaben für das hl. Missionswerk bestimmt sind, zu dem jeder Katholik nach Möglichkeit beitragen soll, dem freien Ermessen und der Opferwilligkeit jedes Einzelnen überlassen; sie beträgt aber mindestens Kr. c. 2, Frs. 1.

### Missionsstudenten.

Gesunde, brave, fromme Jünglinge im Alter von 11—16 Jahren, die sich dem schönen Missionsberufe widmen wollen, mögen sich wenden an:

**Miss.-Seminar Alopfianum**  
Loehr a. Main  
Bävern (Ufr.)

### Mädchen-Institut Maria-Medingen

bei Dillingen a. D., Post und  
Station Wittislingen.

6-klassige Mädchen-  
Mittelschule.

Gesunde, freie Lage, groß. Garten  
m. Spielplatz, Spaziergänge in  
Wald u. Flur, kräftige bürger-  
liche Küche. Prospekte durch  
die Oberin.

### Missionsbrüder.

Opferfreudige Jünglinge aus allen  
Berufen, die sich dem Missionsberufe  
widmen wollen, wenden sich ver-  
trauensvoll an:

**Hochw. P. Provinzial**  
Würzburg, Pleicherring 3.

### Verkaufe

am Bodensee in der Nähe  
von Rorschach ein gut ge-  
bautes Haus m. Gemüse-  
garten (das ganze Jahr  
trockener Keller), mit drei  
abgeschl. Wohn., Wasser,  
Gas u. Elektr. nebst Wasch-  
raum u. Badezimmer und  
unter dem Parterre trock.,  
abgeschl. Raum für eine  
Werkstatt Verhältn. halber  
sehr billig (das Parterre  
wäre auch für ein Laden-  
geschäft sehr passend).

Schriftl. Anfragen an d.  
Mariannhiller Miss.-Ver-  
tretung, Gersau (Schweiz).

Bei welch lieb.,  
edlen Menschen  
könnte Fräul., Mu-  
siklehrerin in einem  
Institute Bayerns,  
ihre Ferienzeit (sechs  
Wochen, Mitte Juli  
bis Ende August)  
gegen gleich welche  
kleine Gegendienste  
zubringen?

Gefl. Angeb. an  
die Miss.-Druckerei  
St. Joseph, Reim-  
lingen (Schwaben.)

Abf.: Missionsdruckerei St. Joseph  
Reimlingen (Schwaben).

**Zeitschriften.**